

Halberstädter Volksstimme

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode

Publikationsorgan der freien Gewerkschaften

Bezugspreis halbjährlich 1 Mark einschließlich Frangiergeld, bei Selbstabholung 90 Pfennig. Ergibt tagelänglich regelmäßig und zwar mittags, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von unseren Boten und Agenturen entgegengenommen. Redaktion u. Druckerei: Halberstadt, Domplatz 48. Fernruf 2314. Verlag: Halberstädter Zeitungs-AG, Postfach 10, Halberstadt. Druck: Halberstädter Zeitungs-AG, Postfach 10, Halberstadt.

Anzeigenpreis die achtzeilige Kolonnenzeile oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt- und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Restzeile 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Maßgebend ist der bei Zahlung vorliegende Brief. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigen-Annahme in der Geschäftsstelle Halberstadt, Domplatz 48 (Fernruf Nr. 2318). Selbständige Wagnis- und Wollschuchhandlung (Zielgerade) Wernigerode, Burgstraße 30.

Nr. 121

Donnerstag, den 28. Mai 1931

6. Jahrgang

Schlechte Kunde.

Die sozialdemokratischen Parteiführer bei Brüning.

Am Mittwoch fand zwischen dem Reichkanzler Dr. Brüning und Vertretern der sozialdemokratischen Reichsfraktion eine Besprechung statt, in der außer der Situation der Reichsregierung auch die Frage der Währungsreform und der Notwendigkeit einer Neuordnung der öffentlichen Finanzen erörtert wurde.

Von den Vertretern der Sozialdemokratie

wurde darauf hingewiesen, daß das Frühjahr weder eine physikalische noch eine wirtschaftliche Entlastung gebracht habe. Die Arbeitslosigkeit sei nur unvollständig gekümmert, die Anstrengungen auf wirtschaftliche Belebung seien gering, so daß die lange Arbeitslosigkeit und der

frühe Ausbruch in die Zukunft

schmer auf allen Schichten der merkwürdigen Bevölkerung lasteten. Dieser Zustand sei vom ersten Tag an, als sich herausgestellt habe, daß die von der Reichsregierung im Dezemberprogramm in Aussicht gestellte Aufhebung der Wirtschaft durch Senkung der Produktionskosten gescheitert sei. Die Löhne seien zwar erheblich gesenkt worden, eine entsprechende Senkung, eine rückwärtslose Bekämpfung der Kartelle und die Schaffung vermehrter Arbeitsgelegenheit aber seien ausbleiben. Die nun durch die neue Notverordnung drohenden Gefahren würden infolge dessen bei der Masse der Bevölkerung ungleich größeren Widerstand finden als die Dezemberverordnung, die zu einer Zeit erging, in der fast der leibigen Entlastung Hoffnung auf Besserung bestanden habe. Die öffentlichen Finanzen. Sie hielten auch nach wie vor ihre Sanierung für unbedingt erforderlich. Die Sanierung dürfe aber

nicht erfolgen durch einen Abbau der sozialen Leistungen, deren Umfang und Höhe in Zeiten langandauernder Krise des vermehrten Schutzes bedürften.

Reichskanzler Dr. Brüning

gab sodann Auskunft über die tatsächliche Finanzlage, deren Entschärfung unter dem Einfluß der Wirtschaftskrise ungünstiger sei als man im Vorjahre hätte annehmen können. Die Reichsregierung strebe nach einer Lösung der Finanzschwierigkeiten, die verbinde, daß die sozialen Einrichtungen wegen Mangel an Mitteln zum Ende kommen. Bisher seien

irgendwelche Beschlüsse des Reichskabinetts noch nicht gefaßt.

Es hätten bisher nur Besprechungen in einem Ausmaß des Kabinetts stattgefunden, und diese Besprechungen seien nach Meinung der Parteiführer so gefaßt worden, daß sie von den Massen des Volkes als erträglich angesehen werden könnten. Was besonders die

Notpreise angeht, so habe die Reichsregierung ihre Senkung in kürzester Zeit für unbedingt erforderlich. Würden die bisherigen Maßnahmen nicht ausreichen, so müsse man

zu einer Senkung der Zölle schreiten.

Es ist damit zu rechnen, daß die neue Notverordnung noch vor der Abreise des Reichkanzlers und des Reichsaussenministers nach Chequers fertiggestellt wird, daß aber ihr Erfolg erst nach der Rückkehr von Chequers erfolgt.

Zu dem erfahren wir, daß die bisher von uns veröffentlichten Einzelheiten über die Pläne der Reichsregierung im wesentlichen den Absichten des Kabinetts entsprechen. Was zunächst die Arbeitslosenversicherung angeht, so wäre also ihre Sanierung zum Teil durch eine

Erhöhung der Beiträge,

zum Teil durch eine Verringerung der Leistungen zu erwarten. Endgültige Beschlüsse darüber dürften aber ebenso wie über die Vereinfachung der Arbeitslosenversicherung erst nach dem Abschluß der Arbeiten der Bräuns-Kommission gefaßt werden. Für die Krisenunterstützung lägen höhere Beiträge als im Etat vorgesehen zur Verfügung gestellt werden. Eine Änderung in den Leistungen der Invalidenversicherung ist nicht beabsichtigt. Bei den Erparnissen in Höhe von etwa 200 Millionen dürfte es sich um eine

Kürzung der Renten einiger Kategorien von Kriegsbeschädigten und um eine Verringerung der Sachausgaben handeln. Darunter befinden sich auch 50 Millionen, die durch Rückgabe von bemittelten Mitteln im Wehrzeit erparat werden sollen.

Bei der Kürzung der Bezüge der Beamten,

für die aufsteigende eine Mehrheit im Kabinett erwartet wird, ist jedoch im Gegensatz zu der Dezember-Notverordnung mit einer Staffelung zu rechnen, durch die die unteren Gehälter geringer, die oberen Gehälter stärker befreit werden. Auch ist eine

Beschäftigungssteuer geplant,

die allerdings über den Kreis der beschäftigten festangestellten Arbeitnehmer hinaus allgemeinen Charakter tragen soll. Es trifft zu, daß die Reichsregierung eine

Erhöhung der Zukersteuer

plant. Ob schließlich eine Ermäßigung des Höchstpreises für Zucker erfolgen soll, um eine Preissteigerung und einen Konsumrückgang zu verhindern, steht noch nicht fest. Unbestimmt ist nach wie vor auch, auf welchem Wege die Sanierung der Finanzen der Länder und Gemeinden erreicht werden soll.

Sozialismus ist Friede.

Die Entschließung des französischen Parteitag.

Paris, 28. Mai. (E.F.) Der Parteitag der französischen Sozialisten nahm in der Donnerstag nacht gegen 2 Uhr sein Ende. Er nahm zunächst einstimmig eine Entschließung an, nach der alle Parlamentarier in Zukunft verpflichtet werden, gegen Militärbedien zu stimmen.

Faßt einstimmig wurde die Entschließung angenommen, in welcher die Forderung von Bonaux und der links sozialistischen Parlamentarier, die nach der Debatte über die Sozialisten für die Regierung gestimmt haben, beibehalten und der Wunsch ausgesprochen wird, daß die Fraktionsmitglieder in Zukunft einseitig stimmen.

Dem Bericht über die Arbeiten der Kommission zur Frage der Landesverteidigung und Abrüstung

erstattete Leon Blum. Die Kommission würde dem Kongreß drei Entschließungen unterbreiten, die den verschiedenen Tendenzen innerhalb der Partei entsprechen. Ein vierter von ihm ausgearbeiteter Text, über den an letzter Stelle abgestimmt werden soll, stelle die eigentliche Entschließung des Kongresses dar. Leon Blum hat, diese Entschließung einstimmig angenommen.

Nachdem die Verfasser der drei Entschließungen ihre Ausführungen dargelegt hatten, schritt man zur Abstimmung.

Die von Faure unterzeichnete Entschließung des Zentrums der Partei, die jeden Kredit für den Militärapparat der Bourgeoisie ablehnt und die Organisation eines Militärs vorzieht, erhielt 2436 Stimmen, die von Renaudel vertretene Auffassung des rechten Flügels, die den Beitrag der Landesverteidigung anerkennen und sich in gewissen Fällen der Bewilligung der Kredite nicht mindert, erzielte 284 Stimmen auf sich. Die Entschließung des linken Flügels, von La Georgette ausgearbeitet wurde und jene Verteidigung als einen Betrug ablehnt, erhielt 471 Stimmen. Am Anschließung daran wurde die als Parteiprogramm gedachte Entschließung Blums einstimmig durch Handaufheben genehmigt. Sie lautet u. a.:

„Die Landesverteidigung ist nichts weiter als das Streben nach einer Sicherung der Unantastbarkeit und Unabhängigkeit der Re-

publikation. In den Augen des Sozialismus bedeutet somit die Landesverteidigung vor allem den Frieden. Welche Partei könne also für die wahre Landesverteidigung mehr eintreten als der Sozialismus? Der Sozialismus will den Frieden. Er nimmt den Krieg auf keinen Preis unter keinem Vorwand an. Er verabsichtigt die nationale Unabhängigkeit damit, daß er sich bemüht, die Möglichkeit eines Krieges aus der Welt zu schaffen. Niemand kann sie mit größerer Wirksamkeit als wir verhindern, weil wir Sozialisten sind und weil die nationale und internationale Aktion des Sozialismus auf die progressive Ausschaltung aller Kriegsverursachen zwischen den Völkern hinstrebt.“

Am neugewählten Parteivorstand ist die Mitte mit 24, die Rechte mit 8 und die Linke mit 4 Sitzen vertreten.

Vor Chequers.

Kühle englische Beurteilung der bevorstehenden Besprechungen.

London, 27. Mai. (E.F. Draht). Der „Daily Herald“ behandelt in einem Beilieferer den bevorstehenden Besuch der deutschen Minister in Chequers und antwortet in energischem Ton auf die französischen Pressekommentare über die dort zu erwartende Erörterung der Reparationsfrage. „Dr. Brüning und Dr. Curtius haben selbstverständlich volles Recht — so schreibt das Blatt der Arbeiterpartei —, die Reparationsfrage, wenn sie wollen, zuerst mit England zu diskutieren. Und alles, was sie zu sagen haben, wird höflich angehört und ernstlich erwogen werden. Wenn Deutschland die Angelegenheit weiter zu verfolgen beabsichtigt — was es offenbar will —, so müssen alle am Youngplan interessierten Mächte zu der Beratung hinzugezogen werden.“

Der Antrag auf Gewährung eines Zahlungsaufschubes würde, so schreibt der „Daily Herald“ seine Beratungen, eine finanzielle Krise herbeiführen, unter der nicht nur Deutschland, sondern auch alle anderen Länder zu leiden haben würden. Es sei daher besser, den Dingen ins Auge zu sehen, bevor diese Notwendigkeit einträte.

Not der Arbeitslosigkeit.

Zurchbare Ziffern.

In den nächsten Tagen wird eine neue Notverordnung über die Finanzsanierung ergehen. Was sie ungefähr bringt, ist inzwischen schon durchgesickert. Diejenigen, die heute noch in Arbeit stehen, werden schwer bluten müssen. Die neue Beschäftigung für die weitere Befastigung der Arbeitslosen trägt die harmlose Bezeichnung „Beschäftigungssteuer“. Daneben wird aber auch noch eine Unbeschäftigtensteuer angehängt, nämlich der Abbau der Leistungen in der Arbeitslosenversicherung, den man nicht minder harmlos als „Kontroll“ bezeichnet. Das sind Zusätze, die zweifellos eine weitere Radikalisierung besserer Verhältnisse nach sich ziehen werden. Darüber sind wir uns vollkommen klar. Wir wissen aber auch, daß diese Radikalisierung für die Betroffenen nicht den geringsten Erfolg, sondern eher großen Schaden haben wird. Was?!

Der deutsche Reichsetat hat in Einnahmen und Ausgaben eine Höhe von etwa 13 Milliarden Mark im Jahr. Von diesen 13 Milliarden wird etwa die Hälfte für soziale Zwecke ausgegeben, präzisier gesagt: für die auf Grund der Sozialgesetzgebung bestehenden Verpflichtungen. Das ist die Sozialversicherung, Knappschaftsversicherung, Unfallversicherung und Arbeitslosenversicherung, um nur das Wichtigste zu nennen. Bis auf die Angelegenheitenversicherung, die termingeld ist, befinden sich alle anderen Versicherungen in großer Not. Ganz besonders die Arbeitslosenversicherung. In einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo unter normalen Verhältnissen eigentlich die Arbeitslosigkeit den heftigen Stand haben müßte, haben wir in Deutschland immer noch über 4 Millionen Erwerbslose. Es ist kaum anzunehmen, daß die Arbeitslosigkeit im Durchschnitt der kommenden 12 Monate weniger als 4 Millionen Menschen (gerechnet die Familien) in Mitleidenschaft zieht. Selbst in diesem günstigen Falle fehlen der Arbeitslosenversicherung im Jahre 1931 nach Angabe der Gewerkschaften 400 bis 700 Millionen Mark. Die Unternehmer sind laut der Meinung, daß es 800 bis 900 Millionen sein werden. Man muß sich also für die Zukunft, besonders für den kommenden Winter, auf das Allergrimmigste gefaßt machen.

Manch einer weiß nun nicht, wie die ganze Erwerbslosenfrage organisiert ist und wie das Geld aufgebracht werden muß. Darüber orientieren die folgenden Ziffern, die wir einer Berechnung Günther Steins im „Ber. Tagel.“ entnehmen:

Jeder Arbeitnehmer, der zur Invaliden-, Kranken- oder Angestelltenversicherung gehört, ist zwangsweise Mitglied der Arbeitslosenversicherung. Der Beitrag beträgt 3% Prozent der Löhne und verdienungsabhängigen Gehälter. Davon zahlt der Arbeiter 3% Prozent und der Unternehmer ebenfalls 3% Prozent. Diese Gehälter kommen in die Kasse der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung. Vor einem Jahre zahlten 14 800 000 Berufstätige und deren Arbeitgeber ihre Beiträge. Damals waren die Sätze hoch so hoch wie heute. Diesen Berufstätigen fielen 2 800 000 Arbeitslose gegenüber, von denen 2 450 000 Unterstützung bezogen. Heute sind nur noch 11 600 000 Menschen beschäftigt, während auf der anderen Seite 4 400 000 Arbeitslose stehen, von denen 3 900 000 Unterstützung bekommen. Dabei sind aber die Sozialisten durch Kurzarbeit und allgemeinen Lohnrückgang merklich leiser geworden. Der durchschnittliche Monatsbeitrag zur Arbeitslosenversicherung ist für jeden beschäftigten Arbeiter etwa 9,25 Mark. Wenn man annimmt, daß es drei Beitragsjahre einen Arbeitslosen erhalten, so erhalte der Arbeitslose im Monat ganze 27,75 Mark. In Wirklichkeit bekommt er aber jetzt nach den Kürzungen der Notverordnung (für zwei Personen) etwa 60 Mark im Durchschnitt. Eine Summe freilich, durch die kaum der nackte Hunger gestillt wird. Die fehlenden 32,25 Mark, also mehr als die Hälfte, zahlt heute die öffentliche Hand.

Wenn die Arbeitslosenversicherung sich selber tragen sollte, so müßten die Beiträge reichlich verdoppelt, also auf 15 Prozent des Lohnes festgesetzt werden. Da das aber nicht möglich ist, muß die öffentliche Hand helfen, wobei sie die Mittel bekommt. Es gibt zweifellos noch unerschöpfliche Steuerquellen, wie sie auch von der Sozialdemokratie im Reichstag schon kenntlich gemacht worden sind. Die Sozialdemokratie wird, ehe sie einer Belastung der nicht leidenden Arbeiterklasse zustimmen kann, darauf dringen, daß diese unerschöpflichen Steuerquellen sofort geöffnet werden. Doch die Sozialdemokratie bildet im Reichstag nur ein Viertel der Abgeordneten. Mindestens zwei Drittel aller Abgeordneten sind gegen die Lösung, wie sie die Sozialdemokratie erstrebt. Das haben am 14. September die Wähler so zum Ausdruck gebracht. Niemand aber kann mehr politische Macht ausüben als er besitzt und kein Staat kann mehr Geld ausgeben, als er hat. Vor allem aber kommt es darauf an, die notleidenden Menschen vor dem Verhungern zu schützen. Da muß für einen veranwortungsbewußten Politiker jedes Mittel recht sein, welches den Zweck erfüllt.

Nun ist es nicht die Arbeitslosenversicherung allein, welche große Not leidet, denn von den 4 400 000 amtlich gemeldeten Arbeitslosen gehören heute 1 590 000 zur Arbeitslosenversicherung, etwa 900 000 zur Arbeitslosenversicherung und etwa 1 900 000 zur Arbeitslosenversicherung. 800 000 Arbeitslose sind ohne jede Unterstützung und haben keinen Anspruch.

Nun sehen wir eine dauernde Verschärfung aus der Arbeitslosenversicherung zur Arbeitslosenversicherung und zur Arbeitslosenversicherung. Derjenige Arbeiter, der bisher Beschäftigung hatte und arbeitslos wird, kann ein halbes Jahr lang die Erwerbslosenunterstützung beziehen. Dann kommt er in die „Krisen“ und erhält, vorausgesetzt daß keine Beschäftigung erneuert wird, weniger Geld. Diese Arbeitslosenfrage ist

eine öffentliche Unterfertigung, die zu vier Fünfteln der Stadt und zu einem Fünftel die Gemeinde bezog.

Nach einer weiteren Zeit von 32 Wochen ist der Arbeitslohn dann ausgerechnet und kommt in die höchste Kategorie, die „Wohlfahrt“. Da ist er denn so etwas wie ein Subsidium und alles, was er bekommt, stimmt reiflos aus den Mitteln seiner mehr oder minder dotierten Gemeinde. Die „Wohlfahrt“, die immer mehr Arbeiterlose abnimmt, hatte am Ende des Jahres 1930-31 420 000 Besondere. Gegenwärtig ist die Millionengrenze schon weit überschritten. Der Erdbelag berechnet, daß in diesem Jahre die Gemeinden rund 1 Milliarde Mark für die Arbeitslosen ausgeben müssen. Das wären 400 Millionen Mark mehr als im Vorjahre, wofür meistens noch die Deutung fehlt.

Diese furchtbaren Opfer muß man sich vor Augen halten, um die gegenwärtige Not des Reiches, des Staates und der Gemeinden, der letzteren ganz besonders, gerecht beurteilen zu können. Die Opfer zeigen aber den denkenden Arbeiter auch, was er unter Umständen zu verlieren hat. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die große Notwendigkeit, die das Bürgertum zu Hilfe treibt, das Ziel verfolgt, den Diktator zu finden, der diese Sozial- und Wohlfahrtskosten radikal abbaut. Man schreibt in der Jugenber- und Antifaschisten-Pressen gegen die Reparationen, die zweifelslos Deutschland außerordentlich stark bedrücken. Aber die Reparationen betragen 1 1/2 und die Soziallasten 7 Milliarden. Mit der Milderung oder Aufhebung der Reparationen ist deshalb das Finanzproblem Deutschlands noch lange nicht gelöst. Während unsere Gegner also Bestrafung fordern, meinen sie die Soziallasten zu erhöhen. Ihr Ziel mit großer Sicherheit, wenn der indische Einfluß die Sozialdemokratie auf die heutige Regierung, den die Jugenber-Pressen als „roten Terror“ bezeichnet, ausgeschaltet hat. Das wir das freimütig hätten, ergibt sich nicht als veranwortungsbewußte Betrugung von Arbeiterinteressen.

Überhaupt darf die Sozialdemokratie niemals das tun, was der Gegner wünscht. Nur dem kommenden Leipziger Parteitag wird gerade über diese Frage noch manches Wort zu sprechen sein. am.

Protest der Beamten.

Der Deutsche Beamten-Bund veranstaltete am Mittwoch abend in dem größten Berliner Saal, dem Sportpalast, eine Kundgebung gegen die Gerüchte von einem weiteren Abbau der Beamtengehälter, einem Abbau der öffentlichen Sonderzuschüsse usw. Im Verlauf der Veranstaltung führte der Vorsitzende des Bundes, Kluge, aus, daß der Gehaltsabbau wirtschaftspolitisch nie staatspolitisch eine Gefahr bedeute, wirtschaftspolitisch nie staatspolitisch schädlich, staatspolitisch, indem er eine Bedürfnislosigkeit, die sich bisher durch Staatsstreikbewegungen ausgedrückt habe, dem Radikalismus in die Arme treibe. Man solle keine Sonderbestimmungen eines besonderen Standes vornehmen, sondern jeder, der das Glück habe, noch arbeiten zu können, solle die Arbeit empfinden, der Not der Erwerbslosen zu steuern, also ein allgemeines Opfer, eine allgemeine Abgabe derer, die Arbeit und Einkommen hätten, das sei es, woran die Beamenschaft bereitwillig teilnehmen würde.

Die Protestkundgebung nahm einen für die Geltung eines Teiles der Beamenschaft charakteristischen weiteren Verlauf. Insbesondere tat sich ein Saal von rechtsradikaler Staatsbeamten so hervor, daß es wiederholt zu hitzerfüllten Szenen kam. Als der Vorsitzende die von verschiedenen Parteien anwesenden Abgeordneten begrüßte, forderten die Rechtsradikalen die Angabe der Namen der anwesenden Abgeordneten. Auch als der Redner darauf hinwies, daß sich der Reichsfinanzminister gegen weitere Gehaltskürzungen ausgesprochen habe, erhoben sich wiederum Proteste und Schmährufe, die sich insbesondere gegen den Minister richteten. Ein Sturm folgte geradezu ein, als der nächste Referent den Tarifbau entsprechend erklärte, daß die gegenwärtige wirtschaftliche Krise eine Folge der verlorenen Kriege sei. Minutenlang wurde der Redner am Sprechen gehindert. Immer wieder erließen Schmährufe gegen die Reichsregierung. Als sich der Redner dann über die Einmütigkeit der Finanzrat des Reiches verbeugte, wiederholte sich der Sturm in einem derartigen Ausmaß, daß es dem Verammlungsleiter nur mit scharfen Worten möglich war, nach minutenlangem Strohalm die Ruhe wieder herzustellen.

Am Ende der Ausführungen des Vorsitzenden des Deutschen Beamten-Bundes wurde eine Entschließung angenommen, die heute der Reichsregierung übermittelt werden soll.

Schluß mit den Schiebern

Deutschlandene Geschlechtsamer.

Der Berliner Magistrat hat am Mittwoch auf Vorschlag des zweiten Bürgermeisters Dr. Elsch beschlossen, gewisse Fälle von Beerdigung zwischen Amtsgeschäften und persönlichen Beziehungen zu prüfen zu lassen. Die Fälle können nach aus der Zeit des Oberbürgermeisters Dr. Böhme. In einem Falle ist bereits eine Entscheidung getroffen. Es handelt sich hier um den Geschäftsführer der „Berolina“, Golde. Die „Berolina“ ist eine städtische Grundbesitzgesellschaft, die vor Jahren die Grundbesitzkäufe am Alexanderplatz durchführte. Gegen die Durchführung dieser Geschäfte läßt sich nichts einwenden. Die Stadt hat ohne Zweifel das Recht unrentable Gebäude am Alexanderplatz günstig gekauft. hätte sie die Käufe selbst getätigt, so hätten größere Summen ausgeworfen werden müssen. Um das Gelände am Berliner Alexanderplatz bemerkt sich zu gleicher Zeit wie die Stadt eine unter nordamerikanischer Führung stehende Gruppe. Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, daß der Geschäftsführer der „Berolina“, Golde, der mit dem Kauf durch die Stadt Berlin beauftragt war, gleichzeitig der nordamerikanischen Gruppe gute Dienste geleistet hat. Es soll beachtet werden sein, so wird behauptet, Golde als Geschäftsführer in den Dienst der genannten Gruppe zu übernehmen. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß Golde nicht Geschäftsführer der „Berolina“ bleiben konnte. Diese Forderung hat Dr. Elsch gezogen. Golde ist aus dem Dienst der Stadt Berlin ausgeschlossen.

Die Grundstücke am Alexanderplatz wurden für die Berliner Verkehrsgesellschaft aufgelöst. Die sie für ihre Untergrundbahnlinien brauchte. Es mußte nun immerhin merkwürdig an, daß die „Berolina“ einem Direktor der Berliner Verkehrsgesellschaft, dem Oberbauteilungsingenieur, eine Hypothek von 200 000 Mark zu fünf günstigen Bedingungen auf seine Villa gegeben hat. Zusammengehört der deutschnationalen Partei an. Auch Golde steht den Rechtsparteien nahe.

Die Rothschild-Sanierung.

Rücktritt der österreichischen Regierung bevoorzehend.

Wien, 28. Mai. (Eig. Draht). Der österreichische Finanzminister hat am Mittwoch in später Abendstunde der Übernahme einer Ausfallbürgschaft von 1100 Schilling für alte und neue Verbindlichkeiten der Kreditbank zugestimmt. Einige Stunden zuvor war nur von 400 Millionen die Rede. Die Finanzminister des österreichischen Staates wird unter den gegebenen Umständen immer größer, ohne daß sich bisher ein parlamentarisches Bewußtsein zum Ausdruck des notwendigen Defizits zeigt. Mit dem Rücktritt der Regierung wird deshalb für heute oder morgen gerechnet.

Briand bleibt.

Zum großen Berger der französischen Nazis.

Paris, 27. Mai. (Eig. Draht). Briand hat am Mittwoch seine Demission zurückgezogen, nachdem das Kabinett die Haltung der französischen Delegation nach dem Europa-Ausschuss und dem Völkerbundrat in Genf einstimmig gebilligt und der Ministerpräsident im Namen der Regierung den Außenminister gebeten hatte, auf seinem Posten die Friedens- und Sicherheitspolitik weiterzuführen, die er bis jetzt mit wiederholter Billigung des Parlaments vertreten hat. Briand dankte für diesen Solidaritätsbeweis und erklärte sich bereit, vor der Kammer die in Genf gefassten Beschlüsse auszusprechen und zu verteidigen.

Auf eine nach dem Ministerialrat von Journalisten gestellte Frage, wann die Debatte über die Genfer Verhandlungen vor der Kammer stattfinden, erwiderte Ministerpräsident Genot, daß er das noch nicht wisse. Sie würde wahrscheinlich aber vor dem 13. Juni angelegt werden, da die Regierung am diesem Tag dem neuen Präsidenten der Republik ihre Demission überreichen werde.

Während der „Empis“ das Verbleiben Briands im Außenministerium begrüßt und es als einen Erfolg der Logik und des gesunden Menschenverstandes bezeichnet, erklären das der Schweizerindustrie naheheißende „Journal des Debats“ und der „Ami du Peuple“, daß der Einfluß des Außenministers mit dem Entzug des Verfallter Kongresses in Widerspruch stehe. Beide Blätter sprechen zugleich die Hoffnung aus, daß die Kammer Briand nicht mehr lange als Leiter der französischen Außenpolitik dulden werde. François Bouillon, der in den Reden der Gegner Briands natürlich nicht fehlen darf, hat bereits eine Interpellation über die Außenpolitik eingebracht, den Außenminister, dessen Methoden die französische Politik zu neuen Mißerfolgen in Genf geführt haben und dessen Tätigkeit im Innern des Landes eine ständige Drohung gegen die Mehrheit der nationalen Einheit darstellt, sofort seines Amtes zu entsetzen. François-Bouillon will am Donnerstag beim Wiederzusammentritt der Kammer die jährliche Beratung seiner Interpellation veranlassen.

Kabinettswechsel in Polen.



Dzierżynski (links), bisher Handelsminister im Kabinett Stawski, wurde mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt. Dzierżynski gehörte zu den angesehensten Politikern Polens. Der neue Ministerpräsident, der bisherige polnische Ministerpräsident, hat seine Demission eingebracht. Als Grund für diesen Schritt werden die Schwierigkeiten der neuen Beamtenbesoldungsvorlage bezeichnet.

Dem Kabinett gehört außer Dzierżynski und Galeski ein General als Handelsminister an. Man sieht dieser Besetzung eines Generals als Handelsminister insbesondere dem rüstungspolitischen Gesichtspunkte aus besondere Bedeutung bei.

Weil Frick fort ist.

Können jetzt die Hindesgefäße in Thüringen abgebaut werden?

Weimar, 27. Mai. (Eig. Draht). Der Thüringische Landtag beschloß am Mittwoch auf Antrag der Nationalsozialisten, das Gehalt der Minister auf 12 000 Mark herabzusetzen. Der Antrag hat für die zurzeit im Amt befindlichen Minister keine Rechtswirkung.

Als im Januar 1930 das neue Ministergesetz verabschiedet wurde, hatten die Sozialdemokraten den Antrag, das Gehalt der Minister auf 12 000 Mark festzusetzen, die Beschlüsse hinsichtlich aller Zusage gefasst. 12 000 Mark nicht überschreiten zu lassen. Damals waren beide Anträge von den Nationalsozialisten abgelehnt. Nachdem Frick nicht mehr im Amt ist, brauchen sie den von der SPD. bereits 1930 gestellten Antrag wieder ein, obwohl seine Annahme jetzt keine rechtliche Wirkung mehr hat.

Gegen die Opiumseuche.

Eröffnung der Genfer Weltkonferenz.

Genf, 27. Mai. (Eig. Draht). In Genf wurde am Mittwoch die vom Völkerbund einberufene Weltkonferenz zur Begrenzung der Herstellung von Rauschgiften eröffnet.

In seiner Eröffnungsrede betonte der Vorsitzende der Konferenz, die ob die Herstellung von Rauschgiften beschränkt werden solle, sondern festzustellen, wie diese Beschränkung durchgeführt werden müsse. Das Prinzip der Beschränkung sei bereits festgelegt. Es geht über die Weltumwälzung über die Mittel zur Durchführung. Es sei kein Grund, zu bezweifeln, daß man schließlich zu einem Ueberkommen gelangen werde. Die Kontrollmethoden für den illegalen Handel müßte fortgeschritten verfeinert werden. Das seit 1926 anerkannte Prinzip der Beschränkung der Herstellung auf wissenschaftliche und medizinische Bedürfnisse müßte nun nach einem bestimmten Plan wirksam durchgeführt werden. Für alle Länder läanden die gleichen moralischen Interessen auf dem Spiele und alle Regierungen seien der Ansicht, daß die Profite aus der unerlaubten Herstellung von Rauschgiften unterdrückt werden müßten.

Curtius berichtet.

Amlich wird gemeldet: „In der Mittwoch-Sitzung des Reichskabinetts erklärte Reichsminister Dr. Curtius einen ausführlichen Bericht über den Verlauf und die Ergebnisse der Genfer Tagung des Völkerbundes und des Europa-Ausschusses. Nach eingehender Ausprache stimmte das Reichskabinett den Ausführungen des Reichsfinanzministers zu, dem vom Reichstag zugleich der Dank der Reichsregierung zum Ausdruck gebracht wurde.“

Aufbau in Spanien.

Soziale Maßnahmen.

Madrid, 27. Mai. (Eig. Draht). In einem Erlass der Regierung wird bestimmt, daß alle Erwerbslosen zwischen dem 16. und 65. Lebensjahre und zwar männlichen und weiblichen Geschlechts, soweit sie jährlich bisher nicht mehr als 6000 Peseten (4800 Mark) verdient haben, künftig Arbeitslosenunterstützung begreifen können. Ausgenommen von der Unterstützung sind öffentliche Beamte und Hausangestellte. Ausländer sollen gemäß dem Washingtoner Abkommen behandelt werden. Außerdem hat die Regierung eine Unterstützung-Verpflichtung beschlossen, die am 1. Oktober in Kraft treten soll und nach der alle Arbeitslosen mindestens 100 Peseten (1,50 Mark), die Arbeitslosen 1,85 Peseten (1,45 Mark) als Unterstützungsmittel zu entrichten haben. Dafür wird im Falle der Schwangerschaft entsprechende Hilfe gemährt.

Die Kommunisten als Handlanger der Monarchisten.

Von Moskau wird alles versucht, die junge Republik wieder zu zerrüttern. Ueberall versuchen die Kommunisten, die Arbeiter zum Streik zu treiben. Am Mittwoch veranstalteten sie in San Sebastian einen Demonstrationstag. Als einzelne Straßengruppen von Truppen abgepörrt wurden, kam es zu einem schweren Zusammenstoß, bei dem das Militär von der Schutzpolizei Gebrauch machte. Darauf verurteilten die Monarchisten, eine in der Wähe gelegene Fabrik zu räumen, deren Arbeiter — sämtlich Sozialisten — den Angriff mit Feuerwaffen zurückwiesen. Am Verlauf der Schießereien wurde eine Person getötet, zehn Verletzte trugen Verletzungen davon. Der Generalstatthalter hat im Zusammenhang mit diesen Vorgängen den Kriegszustand über San Sebastian verhängt.

Reichswehr-Goldaten verurteilt.

Weil sie von Kommunisten Drohschreiben angenommen hatten.

Fürstentum, 28. Mai. (Eig. Draht). Das hiesige Schöffengericht verurteilte am Mittwoch vier Angehörige des Reiter-Regiments 9 Fürstentum zu Gefängnisstrafen zwischen zwei und sechs Monaten.

Die Angeklagten wurden im April mit mehreren Kommunisten wegen kommunistischer Forderungserhebungen bei dem Reiter-Regiment 9 verhaftet. Ihre Verurteilung erfolgte wegen Nichtbefolgung eines militärischen Befehls. Die Angeklagten hatten es unterlassen, entgegen einem Befehl des Reichswehrministers, ihre Vorgesetzten davon zu unterrichten, daß ihnen kommunistische Drohschreiben zugegangen waren. Kommissar verurteilt hatten. Sie wurden mit fünf bis sechs Monaten Gefängnis bestraft. Die kommunistischen Forderungserhebungen wurden bei einer Hausdurchsuchung in der Kaserne gefunden. Daraufhin erfolgte die Verhaftung der Angeklagten. An der Urteilsverhandlung betonte der Vorsitzende, daß die Strafen nicht entbehrt seien, aber fühlbar hätten sein müssen.

Bestrafte Verleumder.

Das Schöffengericht Berlin-Mitte verurteilte am Mittwoch den verantwortlichen Redakteur des Berliner deutschnationalen „Tag“, Rudolf Flemming, und den Landtagsbevollmächtigten Böhm und gleichen Blatte wegen übler Nachrede in je zwei Fällen, begangen gegen den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Rattner, zu je 500 Mark Geldstrafe.

Schwerer als die Strafen, die Jugenber als Befehl des „Tag“ aus seiner großen Kasse zahlen wird, wiegt die für die Angeklagten verhängte Begründung des Urteils. Darin heißt es wörtlich: „Es handelt sich bei dem Vergehen der Angeklagten um Äußerungen gegen eine Persönlichkeit, gegen deren persönliche Integrität nicht das mindeste vorgebracht worden ist.“

Gegen den Nazirummel in den Bädern.

Wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, hat der Preussische Minister des Innern einen Rundbrief an die Regierungspräsidenten gerichtet, in dem er darauf hinweist, daß nach Mitteilungen der Tagespresse bei verschiedenen politischen Gruppen und Verbänden die Wälfert bestrebt, auch in diesem Sommer in den Bädern Demonstrationen und Aufzüge zu veranstalten. Der Minister rief den dringenden Erwartung Ausdruck, daß von derartigen Unruhestörungen Abstand genommen wird. In Hinblick auf den schweren Ereignisverlauf der deutschen Wälfert und die Pflicht aller baulichen Volksgenossen, den tranken, wie auch den erhaltungsbedürftigen Sen- und Ausländern Zeit und Erfolg ihrer Kur nicht zu beeinträchtigen. Wo gleichwohl Klänge solcher Art herortreten, haben die Landes- bzw. die Ortspolizei-Behörden auf die Verantwortlichen einzutreten, um sie zu einer freiwilligen Abstandnahme zu veranlassen. Um übrigen verweist der Minister auf § 1 der Rotverordnung vom 28. März 1931, demzufolge die Polizei-Behörden in jedem Eingefallen besonders sorgfältig zu prüfen haben, ob etwa nach den Umständen die Belohnung gerechtfertigt erscheint, daß durch solche Veranstaltungen die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet wird. Gegebenenfalls ist von den Handhabern der Rotverordnung Gebrauch zu machen.

Keine Milliarden-Anleihe.

Der „Daily Herald“ wußte über den angeblichen Plan einer Anleihe an Deutschland in Höhe von zwei Milliarden Mark zu berichten, die zur Behebung der augenblicklichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Deutschland und zur Ermöglichung der weiteren Reparationszahlungen dienen sollte. Bei den Berliner amtlichen Stellen ist von einer solchen Anleihe nichts bekannt. Stillsitz wird sogar mitgeteilt, daß das Projekt einer solchen Anleihe außerordentlich ungeeignet sei, die Schwierigkeiten Deutschlands zu überwinden.

Deutsch-ungarische Handelsvertragsverhandlungen. Amlich wird mitgeteilt: Die deutsche und die ungarische Abordnung für die Handelsvertragsverhandlungen sind am Mittwoch in Berlin zusammengetreten. Die diesmaligen Verhandlungen haben zum Ziele, zunächst die prinzipiellen Grundlagen für den Ausbau des zurzeit geltenden provisorischen deutsch-ungarischen Handelsabkommens vom Jahre 1920 zu erweitern.

Die deutsche Regierungskreise ist noch immer nicht gelöst. Nachdem der christlich-demokratische Führer Boukett trotz starker Zustimmung von allen Richtungen der bisherigen Mehrheit und mehrmaligen Aufforderungen des Königs die Kabinettsabstimmung ablehnte, ist am Mittwoch dem konservativ-katholischen Führer Reinken der Auftrag zur Regierungsbildung erteilt worden. Reinken hat sich Bedenkzeit erbeten, jedoch die Verhandlungen mit den Parteiführern bereits aufgenommen. Die parlamentarische Abstimmung verlangt gemäß den Entscheidungen der parlamentarischen Parteikonferenz, daß für sie eine Parteiagenda an der Regierung nur nach Reumobilen in Betracht komme.

Wo ist Piccard?

Vernünftigt oder irgendwo im Gletschergebiet der italienischen Alpen notgelandet?

Der schweizerische Pilot Piccard, der am Mittwoch morgen mit seinem Assistenten Dr. Ripper in Augsburg zu einem Stratosphärenflug aufgebrochen ist und nach 7-8stündigem Flug landen sollte, hat diese Absicht bis Donnerstag mittag nicht durchgeführt. Jedenfalls liegen keinerlei beruhigende Nachrichten vor.

Die letzte Meldung.

Augsburg, 28. Mai. (Eg. Draht.) Es war erst kurz vor 9 Uhr möglich, mit Boyen und Meran zur Entbindung über den Verbleib des Ballons von Piccard telephonisch Verbindung zu bekommen. Die Auskunft in Boyen lautete, daß der Piccard-Ballon nirgends gesichtet wurde, dagegen behauptet die Karabinerie-Station in Lana, das 10 km südlich von Meran liegt, daß sie den Ballon am Mittwoch nach 2 Uhr in ziemlich niedriger Flughöhe beobachtet habe und den Eindruck der bevorstehenden Landung hatte. Sonst liegt von keiner Seite aus jener Gegend eine Sichtmeldung vor. Heute wurde der Ballon überhaupt noch nicht gesehen, jedoch angenommen wird, daß die Landung im Laufe der Nacht irgendwo im Gletschergebiet der Stubai- oder Etscher Bergketten erfolgte.

Der Weg des Fluges.

München, 27. Mai. (Eg. Draht.) Piccards Ballon hat den Tag über folgenden Weg genommen: Von Augsburg wurde der Ballon zunächst in südwestlicher Richtung ins Allgäu getrieben, wo er um sieben Uhr in Kaufbeuren, um 8.30 Uhr in Repten und eine Stunde später in Lang an der württembergischen Grenze gesichtet wurde. Hier wurde der Ballon durch Höhenwolken den Blicken entzogen. Dazu erklärte die Augsburger Ballonfabrik Riedinger, auf deren Gelände der Aufstieg erfolgte, daß der Ballon nach ihren Beobachtungen und Berechnungen am Mittwoch um die Mittagszeit

die Höhe von 16 000 Metern überschritten haben müsse.

Ueberraschend wurde der Ballon um 14.30 Uhr in der Gegend von Garmisch-Partenkirchen als winziger, glänzender Punkt in außerordentlicher Höhe gesichtet. Die Beobachtung hatte transmissiv geendet und den Ballon im Abstieg nach Schöffen getrieben. Aber auch hier änderte er wieder die Richtung und trieb in nördlicher Richtung gegen das Flachland hinaus, wo er um 15.50 Uhr zwischen Oberammergau und Reifensberg in einer Höhe von etwa 4000 Metern beobachtet wurde. Einige Zeit später wurde er über Landsberg a. Lech gesichtet, das schon ziemlich im Flachlande liegt. Dann trieb der Ballon wieder in südlicher Richtung dem Gebirge zu und wurde um 17 Uhr über dem 1800 Meter hohen Mant gesehen, auf den von Barntenschirren aus eine Seilbahn verläuft.

Aus der Landung, daß Piccard sich bereits in den frühen Nachmittagsstunden über das Flachland befand ohne zu landen, wird in Sachreisen gefolgert, daß

die beiden Insassen nicht mehr am Leben sind, weil sie sonst vernehmlich in der Ebene eine Landung versucht hätten.

Noch keine Lebenszeichen.

Augsburg, 28. Mai. (Eg.) Die bisherige Ballonfabrik Riedinger, die Piccards Ballon fertiggestellt und zur Beobachtung seines Fluges einen Sonderdienst eingerichtet hat, wird sich Mittwoch nachmittag aus allen Teilen der Welt telephonisch und telegraphisch mit Anfragen über das Schicksal Piccards befähigt.

Neue Standortmeldungen über den Ballon liegen aber auch in Augsburg bisher nicht vor. Die letzte Meldung stammt aus Meran (Südtirol), wo man den Ballon am Mittwoch gesehen haben will. Eine Stunde früher meldete ein schweizerischer Flugverband beobachtet worden sei. Beide Meldungen sind aber bisher von keiner Seite bestätigt worden. Die letzte zuverlässige Beobachtung des Ballons stammt von der 2300 m hohen Gletscherbergkette der Innsbrucker Seilbahnstation am Hahnenkamm. Hier sichtete man den Ballon um 20.15 Uhr am Rande der Stubai-Gletscher. Seine Höhe war jedenfalls noch beträchtlich größer als die des Großglockners, 3900 m, weil dieser Berg bereits um 19.30 Uhr seine Sonne mehr hatte, während der Ballon noch $\frac{1}{2}$ Stunde später sich in schwacher Sonne zeigte.

Gegen 19.30 Uhr befand sich der Ballon über dem Jnnatal in der Gegend von Imst. Die letzten Beobachtungsanmeldungen stammen von dem Wetterwart des Jagdplatz-Obermeran, nach dessen Auffassung der Ballon abends gegen 19.30 Uhr in rund 7000 m Höhe in eine nordöstliche Sturmrichtung gerieten ist. Am 19.45 Uhr wird aus Innsbruck gemeldet, daß der Ballon in etwa 5000 m Höhe zwischen dem Rißtal und dem Degtal steht und sich offenbar in sinkendem Zustande befindet.

Am Donnerstag früh ist von München ein

Leuchtsignal zur Suche aufgeflogen, die gleiche Alarm-Maschine, die den Ballon am Mittwoch bis zur eintretenden Dämmerung tief ins Gebirge hinein verstoßt hatte. Nach den Angaben des Führers betrug die Ballonhöhe am Mittwoch abend zwischen 5 und 6000 m. Am Donnerstag früh um 4 Uhr startete auch eine Berchtesgaminer der Luftspania nach Eiben, um einen Erasmotor nach Rila zu bringen. Der Führer, der bekannte Flugkapitän Dodi, wurde angewiesen, einen Umweg zur Suche des Ballons zu fliegen.

Nicht-Signale?

Landes (Evid), 28. Mai. (Teleunion). Der Gendarmenposten von Landeck westlich Imst um 20.20 Uhr: „Der Ballon fliegt in Richtung Bernau und ist aufnehmend im Sinken begriffen. Man glaubt, Ballonsignale oder Lebenszeichen wahrzunehmen. Motorabstrahlungen sind unternehmend.“ Die Postsignale sollen nach Meldungen von anderer Seite mit Spiegeln oder mit Licht abgegeben sein. Piccard habe tatsächlich Lichtsignale mit sich geführt. Von verschiedenen Klättern wird auf die Gefahren hingewiesen, die sich für Piccard und seinen Begleiter daraus ergeben, daß die fette Nachtluft im Gebirge den Auftrieb des Ballons auf ein Minimum verringert und es fraglich ist, ob Piccard noch Ballast genug zur Verfügung hat, um ihn in die Höhe zu bringen. Eine Landung im Gebirge werde ebenfalls tödliche Gefahren mit sich bringen wie der etwaige Versuch, im Fallschirm die Gondel zu verlassen.

Die Freunde Piccards optimistisch.

München, 28. Mai. (Teleunion). Wie der Telegraphen-Union von Freunden Piccards erklärt wird, bestünde zu Befürchtungen kein Anlaß. Die Beobachtungen liegen erweisen, daß der Ballon keine Bewegungen bestimmt nicht von selbst habe ausführen können. Er



Oben: Der Startplatz des Freiballons auf dem Gelände der Augsburger Ballonfabrik. Unten links: Der Ballon wird mit Gas gefüllt. In der Mitte: Prof. Piccard-Beifahrer, der mutige Forscher. Rechts: Junfbild von Piccards Aufstieg in Augsburg am 27. Mai, morgens 3.45 Uhr.

habe immer die gleiche Höhe gehalten, bis er an die Alpen gekommen sei und sei dann höher getrieben. Diese Manöver könnten nur durch menschliche Einwirkungen hervorgerufen werden.

Von der Ballonfabrik Riedinger in Augsburg wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Insassen, die für 2 bis 3 Tage Proviant und auch genügend Sauerstoff mit sich führten, vielleicht doch noch am Leben seien.

Piccards Plan.

Das Unternehmen Piccards und seines Assistenten Ripper geht am weitesten weit über den Rahmen einer sportlichen Veranstaltung hinaus. Es ist ein ernsthaftes Experiment, das nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen durchgeführt wurde. Piccard wollte in die sogenannte Stratosphäre eindringen, die in etwa 13 000 m Höhe beginnt und bis zu etwa 65 000 m reicht. Während die darunter liegende Troposphäre das Gebiet der witterbildenden Kräfte darstellt, ist die Stratosphäre das Gebiet der Dämmerungsercheinungen. In ihr würden die langweiligen Erdstrahlen Sonnenstrahlen und die langweiligen Erdstrahlen zusammen. Es findet hier ein gewisser Wärmeausgleich statt. Piccard beobachtet dabei vor allem, Reflektionen dieser kosmischen Strahlungen vorzunehmen und Untersuchungen über die Antifelektrizität anzustellen. Außerdem sollte seine Fahrt in bisher von Menschen noch nicht erreichte Höhen den Konstruktoren wichtige Luftschichten über den Bau von Fahrzeugen für die Stratosphärenflüge geben. Man plant z. B. den Flugverkehr der Zukunft in diese höchsten Luftschichten zu verlegen, weil man hier unabhängig von meteorologischen Einflüssen ist.

Der Ballon Piccards hat einen Durchmesser von 30 Metern und einen Rauminhalt von 14 000 Kubikmetern. Er hat mit einer Füllung von 2300 Kubikmetern Gas seine Neiz angezogen. Das Gasentz ist so eingestellt, daß der Ballon in einer Höhe von 16 000 Metern zum Aufstieg ausgereizt und mit einer Reifschne verfahren, durch die der Ballon ebenfalls zum Sinken gebracht werden kann. Sie selbst ist vollkommen verschlossen, jedoch das Leben der Insassen bis zu einem gewissen Grade gesichert ist. Sie hat einen Durchmesser von 2.10 Metern und ist aus Aluminiumblech von 3.5 mm gearbeitet. Man rechnet in der Stratosphäre mit einer Temperatur von minus 60 Grad Celsius. Die Gondel wurde deshalb mit einem Lieberdruck von 7 Atmosphären auf ihre Dichtigkeit geprüft. Letzteres dürfte in 16 000 Metern Höhe aber nur etwa $\frac{1}{10}$ dieses Luftdrucks betragen.

In der Gondel sind sämtliche Apparate, die zur Durchführung von Aufmessungen benötigt werden, zweckmäßig angeordnet. Es gibt in ihr eine Ionisationskammer, einen Elektrometer, Photometer, Höhenmesser, überhaupt alle zur Luftfahrt erforderlichen Instrumente und Geräte für die Sauerstoffatmung. Piccard nahm vor dem Aufstieg an, daß in der Gondel stets eine Temperatur von 20-25 Grad vorhanden sein werde und hoffte, die Temperatur im Innern mit Hilfe der Sonnenstrahlung durch einen schwarzgefärbten Schutzschirm, der den halben Kugelumfang der Aluminiumgondel umgibt und verteilt werden kann, regulieren zu können. Sollte die Temperatur im Innern der Kugel zu gering werden, so wollte er den schwarzen Schutz auf die Sonne richten, ihre Strahlen einfangen und dadurch eine größere Wärmemenge annehmen.

Die bisherigen Versuche.

Jah 13 000 Meter war die bisherige Höchstleistung.

Der Versuch Piccards geht weit über alle bisherigen Höhenflüge hinaus. Der Franzose Van Calligz erreichte mit einem Flugzeug bereits eine Höhe von 12 442 Metern. Alle übrigen Höhenflüge sind mit Freiballons durchgeführt worden. Im Jahre 1804 stieg der berühmte Piloter Van-Fluic zu einem Flug auf, bei dem es ihm fast ohne Hilfsmittel glückte, 7000 m hoch zu gelangen. Im Jahre 1850 verließ der Engländer John B. Kelly ebenfalls einen Höhenflug. Auch er mußte sich nach Erreichung von 7000 Metern zur Rückkehr entschließen. Der englische Piloter G. Ballou unternahm in den Jahren 1882-1886 nicht weniger als 28 Ballonfahrten, von denen ihn einer bis zu einer Höhe von 8500 Metern emporschickte. Die Höhegrade, die er bei diesen Flügen benutzte, waren so unzuverlässig, daß der wissenschaftliche Wert seiner Fahrten erhebliche Einbußen erlitt. Der im aerologischen Institut in Stenbreg wirkende Professor Artur Berjon unternahm am 31. Juli 1901 zusammen mit dem Meteorologen Reinhard Schöning einen Höhenflug, bei dem es ihm gelang, eine Höhe von 10 800 Metern zu erreichen. Die größte von Menschen bisher erreichte Höhe beträgt annähernd 12 000 Meter und wurde im Jahre 1928 von dem Amerikaner C. Gray mit dem Ballon „Belleville III“ erreicht. Die Höhegrade zeigten eine Höhe von 12 945 Metern an.

Hat Piccard eine noch größere Höhe erreicht? Die Ballonfahrer behaupten es notwendig und doch wird über die mirklid erreichte Höhe nur der Höhenmesser in der Hand Piccards genaue Auskunft geben können. Aber kehrt der Ballon hell zurück? Hoff hat es den Anschein, als ob auch Piccard sein Experiment mit dem Leben bezahlen muß oder bereits bezahlt hat.

Letzte Nachrichten

(Glaube Sun- und Drahtbesichte)

Amster in Holland.

Amsterdam, 27. Mai. (Eg. Draht.) Im nördlichen und östlichen Niederland wurde am Mittwoch durch Gemitter mit Wellenbrüchen großer Schaden angerichtet. In Winholten (Provinz Groningen) schlug der Blitz in den Rathaussturm. Im Helmond wurde durch Blitzaufschlag in einen Bauernhof ein 50jähriger Landwirt getötet und eine neben ihm stehende Frau bedauert. In den Gebäuden wurde großer Schaden angerichtet. Bauernhöfe wurden durch den Blitz eingestürzt in Elm, Bienen und in der Umgegend von Nijmegen. In Hangelom, wo ein wolkenbruchartiger Regen die tiefer gelegenen Straßen unter Wasser setzte, schlug der Blitz ebenfalls in ein Haus ein und rief große Beschädigungen herbei.

Der Vatikan und die Falschinn.

Rom, 28. Mai. (Eg. Funim.) Die Demonstrationen falschinniger Studenten gegen den Vatikan haben die italienischen Behörden noch am Mittwoch zu Gegenmaßnahmen veranlaßt. So sind sämtliche über den Tiber nach der Stadt der Vatikan führenden Brücken von einem starken Militärkontingent besetzt worden, das auch in allen Seitenstraßen im Gebiet des Vatikan Posten aufgezogen hat.

Der russisch-finnische Konflikt.



Karte der finnisch-russischen Grenze mit dem umstrittenen Ingermanland.

Der russisch-finnische Grenzkonflikt hat sich in den letzten Tagen erheblich verschärft, da die Russen zahlreiche Deportationen von Bauern aus dem Ingermanland vorgenommen. Das Ingermanland gehört zu Rußland, besitzt aber eine stark finnländische Bevölkerung. Aufgrund der die finnischen Protestanten als Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Conjunction zurückgewiesen.

WERNIGERODE

Zuckerkrankheit.

Wie die Gicht auf der Unfähigkeit der Körperzellen zum vollständigen Abbau der Eiweiß- und eiweißartigen Stoffe, so beruht die Zuckerkrankheit auf der gleichen Unfähigkeit für den Kohlehydratabbau, d. h. für die Zücker- und zuckerartigen Stoffe. Die Hauptquelle der Kohlehydrate im Körper ist die Stärke im Brot, den Kartoffeln, Weizenbrot und Gemüsen. Nur einen kleinen Teil des Zuckers nehmen wir unmittelbar als Trauben-, Milch-, Fruchtzucker in Früchten und Süßspeisen auf. Wie bei der Gicht das Eiweiß nicht über die Harnsäurestufe, so kann bei der Zuckerkrankheit die Stärke nicht über die Zuckersäure hinaus in Kohlenzucker und Wasser abgebaut werden. Die Zuckerkrankheit hat veranlassende Beziehungen zur Gicht und Fettstoffigkeit und zur Nierenkrankheit. Das Blut auch gesunder Menschen enthält Bestehen Traubenzucker, wir müssen also wohl etwas davon in unserem Körperhaushalt nötig haben. Werden dem gesunden Körper aber übermäßige Mengen an Zucker und Süßspeisen zugeführt, so kann auch er die Aufgabe nicht mehr bewältigen, und es tritt Traubenzucker im Urin auf, der aber mit dem Nachlassen der übermäßigen Zuckernahrung schnell wieder verschwindet.

Darauf beruht die Behandlung des Diabetes durch Diät, die immer noch die sicherste und beste bei schwereren Fällen ist, nachdem das mit vorzeitigem Zücker begriffen Verlust den Kranken wieder die gleichen Entzerrungen gebracht hat, wie fernerzeit das Zuckersüß und das Entzerrung. Der uralte Traum der Menschheit von der Unheilbarkeit erkrankt sich nicht und wird sich niemals erfüllen. Aber das Insulin konnte diesen Traum auch gar nicht erfüllen, da es nur eine einzige Ursache des Diabetes angreift, nämlich die von der Bauchspeicheldrüse ausgehende. Man führt weiter an der Zuckerkrankheit in der gleichen Weise wie früher, und nur die furchtbaren Fälle von Säureerregung, das Coma diabeticum, sind fester geworden.

Der Ernährungschemiker Ragnar Berg gibt folgende Diätvorschriften für die ganze Woche: 1. Tag: Hafers- und Frühstücker, 2. Tag: Gemüselag mit 20 gr. Fett, 3. Tag: Gemüselag mit 75 gr. Fett, 4. Tag: Hafers- und Frühstücker, 5. Tag: wie am 2. Tage, 6. Tag: wie am 3. Tage, 7. Tag: wie am 3. Tage.

Die Frühstückstafel ist noch besser als die Vorkost, die man aber wegen der Abmagerung nicht ganz entbehren kann. Die nur etwas weniger erhöhte Zuckerauscheidung nach dem Genuss süßer Früchte gleicht sich dadurch rechtlich wieder aus, daß die Zuckerauscheidung danach an den Gemüselagen stärker heruntergeht als nach Heferlagen. Hat der Kranke bei dieser Diät sich so weit erholt, daß er ohne übermäßige Anstrengung sich fleißig im Freien bewegen kann, was auch für den künftigen Diabetiker immer noch das allerbeste Heilmittel ist, so mag er versuchen, die strenge Diät ganz allmählich etwas zu mildern. Es ist überflüssig zu sagen, daß es sich nicht um einen Diät gibt, je nach diesem also die Kohlenhydrate zu stellen und die Stärke der Diät zu bemessen ist. Der Diabetes ist ebenso erblich, wie alle anderen Stoffwechselerkrankungen. Aber er kann auch zur Familienkrankheit werden, wo zum Teil Süßes gegessen wird.

Krankenkasse und Notverordnung.

In der Krankenkassenausschussung der Allgemeinen Ortskrankenkasse befaßte man sich im Dienstag bei der Genehmigung des Geschäftsberichts sehr eingehend mit den Entscheidungen, die durch die Notverordnung hervorgerufen wurden. Diese Tatsachen gaben dem Vorsitzenden der Kasse, Gen. Otto, Veranlassung, die Ausschussmitglieder auf die wertvolle Entwidlung der Kasse hinzuweisen. In seinen weiteren Ausführungen gab er dann feiner Belohnung über die Entwicklung Ausdruck. Im besonderen wies er noch darauf hin, daß der jetzt im Kreisrat genehmigte Krankenhausetat für das Jahr 1931 für Verpflegungskosten eine Einnahme von 279 000 M. vorsehe. Nach dem

Geschäftsbericht habe die DRK. aber 136 000 M. für Verpflegung an das Krankenhaus bezahlt, das sind 49 Prozent dieser Kosten. Rechnet man noch die Kosten der Heilbürger Krankenkasse und die der anderen hiesigen Kassen hinzu, so muß unbedingt eine Senkung der Verpflegungskosten herbeigeführt werden. Damit sei durchaus nichts gegen Verarmung, Behandlung oder Verpflegung des Krankenhauses gesagt, sondern das finanzielle Ergebnis müsse eine Senkung erfahren. Die Vergleichszahlen gleichartiger Kassen zeige einen so wesentlichen Unterschied, daß hierin eine Veränderung eintreten müsse.

An der Aussprache hoffte Gen. Jollis als Ausschussvorsitzender, daß die Verhandlungen zu dem gewünschten Ergebnis führen werden, zumal unter Kassenverband an die der Arbeitgemeinschaft angegliederten Kassen wegen eines gemeinsamen Vorgehens herangetreten ist.

Nachstehende Entschliebung fand dann einstimmige Annahme:

„Die in der am 26. Mai stattgefundenen Ausschussung der Allgemeinen Ortskrankenkasse Wernigerode amfenden Ausschussmitglieder entnehmen aus dem Geschäftsbericht der Kasse für das Jahr 1930, daß die Kosten der Krankenhausbearbeitung, trotz des im allgemeinen herrschenden günstigen Gesundheitszustandes, von RM. 120 555,— im Jahre 1929 auf RM. 126 241,—, also um RM. 5686,— oder pro Mitglied von RM. 14,04 im Jahre 1929, auf RM. 15,06 im Jahre 1930 gestiegen sind. Die Kasse steht mit diesem Kopfbetrag mit an erster Stelle unter den Verbandskrankenkassen des Unterverbandes Sachsen-Anhalt. Aus den mündlich vorgetragenen ergänzenden Mitteilungen entnehmen die Verammelten ferner, daß die Kosten der Krankenhausbearbeitung im ersten Vierteljahr 1930 von RM. 32 650,— auf RM. 34 285,—, also um RM. 1635,— im ersten Vierteljahr 1931 gestiegen sind, trotz des Rückganges der Krankheitsfälle im ersten Vierteljahr um 1533 gegen das erste Vierteljahr des Vorjahres.“

Die amfenden Ausschussmitglieder haben von den Bemühungen der Kassenverwaltung um eine Senkung des Pflegegeldes Kenntnis genommen, der zurecht je Tag RM. 4,50 beträgt, sich unter Hinzurechnung der außerdem noch zur Berechnung gelangenden Nebenkosten aber auf RM. 5,60 bis RM. 5,80 erhöht.

Nach dem zur Verlesung gekommenen Schreiben des Kreisausschusses vom 11. April 1931 kann unterem Wunsch auf Ermäßigung des Pflegegeldes zurzeit nicht entprochen werden. Die Amfenden erkennen an, daß das hiesige Krankenhaus (sowohl hinsichtlich der Einrichtung und der Leitung als auch des Gebotes

Schmückt Häuser mit Blumen.



Die junge Frau würgte. Sie rechnete für sich. Die Miete, das Bürofräulein, das Dienstmädchen — „Ich brauche zweieinhalbwöchentlich.“

„Er warf den Ring nach einem in die Waagschale.“

„Schäfstens zweieinhalbwöchentlich.“

„Ich muß zweieinhalbwöchentlich haben.“ hat sie. „Sie wissen doch, daß ich nichts verfallen lasse. In zwei Wochen —“

„Geh! wirklich nicht, meine Dame.“

Ein goldenes Armband löste sich vom schmalen Gelenk und wanderte über den Boden auf die Waage. Keine Messinggewichte klapperten metallisch.

Der schmale Frauenkopf nickte. Das vertümmerte Fräulein hätte schon von selbst den Pfandbesitz aus:

„Frau Doktor — Lena — Krönung. Nicht? Ansbacher Straße — ja?“

„Nurgehen. Sie wissen schon meinen Namen, Fräulein?“ Die junge Frau lächelte schmach. „Schrecklich, schrecklich.“

Der Pfandbesitzer ließ Pfandbesitz und Geld hin und sagte mit leibiger:

„Doch nicht so schlimm. Wenn Sie wählen, wer hier alles herkommt, und was man alles herbring. Man braucht Geld und leiht sich welches aus. Daß man ein Pfand zur Sicherheit gibt, ist doch keine Schande.“

„Nein, nein. Und doch. Es ist schon schrecklich.“

„Wird auch wieder besser werden.“

Die Gestalt knarrte. Ein elegant Herr trat ein. Lena Krönung klopfte mit abgewandtem Gesicht das Geld in die Handtasche. Sie fühlte, daß es unfähig war, dieses Verbergen. Mitglieder der größten Gemeinde der Welt, der Gemeinde der Geldlosen, brauchten sich nicht doreinander zu schämen. Dennoch. Nur hinaus. Sie verzog sogar in der Ecke zu grüßen.

Draußen war Frühling. Ganz, ganz zarte hellgrüne Blättchen sproßten in froher Dichte aus dem schwarzen Geßir der Bäume und schmückten fast durchsichtig gegen das Licht. Lena elkte befreit die schwarze Kinntrichter entlang, Richtung Jagdschlösser Barren. Das Pfandbesitz, das Geld in der Tasche zu haben, beruhigte sie, die Sorge um den Monatszinsen war wieder einmal gekannt. Und diese besondere, heftige Stimmung des Frühlingssanges machte einen troch allem wieder froh und leicht. Sie bog ab, nach dem Kurfürstendamm zu. Dort fühlte man noch etwas mehr vom Frühling. Die vier Baumreihen der breiten Brackstraße, die Vorgärten mit

den durchaus auf der Höhe ist, daß das Gebotene auch in der Höhe des Pflegegeldes Ausdruck finden muß, sind aber der Zufalligung, daß auch ohne Beeinträchtigung des Gebotenen eine Senkung durchaus möglich ist, da die Gehälter der Krankenhausbearbeiteten und Zergie, zum Teil ermäßigt und ebenso die Preise der Lebensmittel, Verbandstoffe und anderer Materialien herabgesetzt sind. Der Kassenausschuss hat eine Herabsetzung der Pflegegelder hier umsonst für möglich, als gleiche Anlässe in anderen Orten eine Senkung bereits vorgenommen haben. Der gefahrtsführende Vorstand wird beauftragt, weiter für Herabsetzung des Pflegegeldes bemüht zu sein, nötigenfalls im Benehmen mit der benachbarten Krankenkasse.“

Der Bericht des Prüfungsausschusses gab der Gen. A. K. ab. Darauf wird einstimmig die beantragte Entlassung erteilt. Einige Satzungsänderungen, die durch die Notverordnung vom Dezember 1930 bedingt sind, wurden dann vorgenommen. Ebenso soll dem Wunsch des Ausschusses Rechnung getragen werden und diese Änderungen, sobald sie im Druck erschienen sind, mit den bereits vorhandenen Nachträgen allen Ausschussmitgliedern zugestellt werden.

Die Diensterordnung wurde auf Grund der Absaubestimmungen in der Gehaltsfrage, nachdem die Angehörigen sich bereits schriftlich dazu bereit erklärt hatten, abgeändert.

Schweinepflegen ausfragen. Wie aus der heutigen amtlichen Bekanntmachung des Magistrats ersichtlich ist, findet am 1. Juni zu städtischen Zwecken eine Schweinepflegenprüfung statt. Wir erlauben uns hier, den ehrenamtlichen Jährlern ihre Arbeit so leicht wie möglich zu machen.

Nächternachmittag im Luftgarten. Dem von vielen Seiten geäußerten Wunsch, auch im Sommer einmal eine Märchenaufführung für unsere Jugend zu bekommen, wird mit der für Sonntag nachmittag angelegten Aufführung des drohtigen Märchenpiels „Der Zauberhülle“ entprochen, in dem neben dem Entzerrung des Kurfürstlichen Hofes (von „Vorhüllchen“ her noch bei Jung und Alt in besser Erinnerung) und Wei Hartig die Hauptrollen spielen. Die Eintrittspreise sind ganz niedrig gehalten und betragen für Kinder nur 30 Pf., 50., nummerierter Sperrhölz 80 Pf. (erste Reihe 120 Pf.), für Erwachsene 20 Pf. Aufschlag auf allen Plätzen.

Gespill des Kleinen Theaters, Berlin. Heute Donnerstag findet der seit Wochen mit Spannung erwartete Gespillabend des „Kleinen Theaters“ Berlin statt, der in dem unterhaltlichen Lustspiel „Liebe — unmögend“ die gefeierte Schauspielerin Grete Reinwald auf unsere Kurhausbühne bringt. Karten sind noch in den bekannten Verkaufsstellen und ab 7 1/2 Uhr an der Abendkasse zu haben.

Waldhühner Luftgarten. Ludwig Ganghofer's Gespill „Merkeluchen“ ein Stück, das Erfolg wie etwa Gubermanns „Sohnsinne“ zu verzeichnen gehabt hat, wird auf der Waldhühner vorbereitet. Es ist nur eine einmalige Aufführung vorgesehen und zwar für den Sonnabend abend, 7 1/2 Uhr beginnend mit Ende gegen 9 1/2 Uhr. Man merke sich schon heute die Zeit.

Verdient die Mühen. Bei der Sommer-Müdenbemänglung handelt es sich im Gegenfatz zur Winterbemänglung um einen Kampf gegen die Brut der Müden, die ausschließlich in fließenden Wasseransammlungen lebt und sich entzerrt. Kleine Teiche, Zierbecken, Gärten, Bänke, Zonen, je schon kleinste, herumliegende wasserhaltige Gefäße, wie zum Beispiel Konfektentische, benutzen die Müdenstämme zur Anlage ihrer Brut. Folgende Punkte müssen dabei beachtet werden: Ein jeder muß auf seinem Eigentum und Pflichten dafür sorgen, daß alle umliegenden Wasseransammlungen auf geeignete Weise befreit werden (Ausgießen, Zufüllen usw.). Wo das nicht möglich ist, müssen die kleineren Wasseransammlungen so abgedeckt werden, daß den Müdenweibchen die Brut ablegen vermehrt ist (Regentonnen). Man kann auch mit geeigneten Mitteln gegen die Müdenbrut vorgehen, indem man die Oberfläche des Wassers mit einer dünnen Oelfschicht überzieht (geeignete Mittel sind: Fitt, Salzinol, Petroleum, Schafwollöl).

Der Mann mit der Pranke

Roman von Friedrich Zeckendorf

Copyright 1929 by Wilhelm Goldmann Verlag, G. m. b. H., Leipzig (Nachdruck verboten).

I.
Heber den Lorengang des Hauses in der Kantstraße zog sich ein langes, blaues Glasgefäß mit fröhlichen, hohen Buchstaben: „Weißbrot fürster“. Die junge, hübsche, wenn auch nicht elegant gekleidete Frau ging mit trampelnder Gleichgültigkeit auf der anderen Straßenseite auf und ab, Zweimal, dreimal. Ein viertes Mal. Bis sie mit plötzlichem Entschluß den Fußboden überquerte und unter dem blauen Schild durch die Haustür schiffte. An der schmalen Treppe aufsteigend wie sie, die Aufschrift „Zum Weißbrot 1. Etage“ über ihr tragend liegendes Pfeil, der nach oben wies. Die junge Frau portete einen Augenblick, ob niemand heruntertäte und rannte dann die Stufen hinauf, als befürchtete sie, gerade hier 100 Bekannte zu treffen. Sie ging von der Ansbacher Straße immer bis hierher, nur um ja niemandem zu begegnen. Im Vorzimmer des Weißbrots blieb sie auf dem stehen. Augte durch die Glasür in den Geschäftszimmer.

Eine Arbeiterfrau stand an der Insulumbedeckten Thele und breite Weiche aus. Handtücher, Deckenbezüge, Kalen. Ein älterer, hagerer Mann prüfte mit hochföndigen Fingern den Wert der Ware. Die Hand schon auf der Kante, ärgerte nach die junge Frau. Sie war aufgetregt wie das erste Mal, als sie diesen Weg hatte gehen müssen. Sie hörte Schritte auf der Treppe, ein Ruck — auch sie hand an der Thele. Der hagerer Mann hinter dem Badenschild zählte der Arbeiterfrau einige Silberstücke hin. Das magere, verlämmerte Fräulein, das seit jährling Jahren am selben Schreibtisch beim leichten Fenster saß, fragte mit gleichgültiger Stimme nach Namen und Adresse und schrieb den Pfandbesitz. Herr Förster wandte sich geschäftsmäßig der neuen Kundin zu:

„Bitte?“
Die junge Frau trumle frohlich und verlegen in ihrer Handtasche, Herr Förster wartete geduldig. Er nahm das kleine Lederbüchlein, das ihm hingehängt wurde, öffnete es und betrachtete sorgfältig den Brillenring auf der Samunterlage. Ging mit Ring und Lapp zum Fenster und unterlegte die Güte des Steines. Legte den Ring auf die Goldwaage. Alles ohne Worte.

„Zweieinhalb.“, sagte er endlich.

Aus Halberstadt

Ein schwerer Junge gefaßt.

Aufklärung zahlreicher Einbrüche.

Die Halberstädter Polizei verhaftete gestern im Anschluß an eine Hausdurchsuchung einen hiesigen erwerbslosen Einwohner, der seit 1929 zahlreiche Einbrüche verübte. Es wurden bei ihm mehrere Radiosapparate und Radioteile gefunden, ferner Herren- und Damenwäsche, Konfektionsstücke, Elfenbein, Handtaschen, Damenuhren, Kleider usw. Mit diesen beschlagnahmten Sachen konnte man feststellen, daß der Verhaftete aus Einbrüchen in Halberstädter Säulen verweist hat. Bis jetzt hat er der Polizei gegenüber etwa 20 Einbrüche zugestanden. Ein großer Teil des Diebstahlgutes wurde erkannt und reklamiert.

Im aber auch die übrigen Diebstahlsauflösungen, büffel die Kriminalpolizei die Personen, denen bei Einbrüchen oder dergleichen Sachen abhanden gekommen sind, von 7 bis 13 oder von 15 bis 18 Uhr zur Kriminalpolizei auf dem Domplatz zu kommen.

Die Bau- und Wirtschaftsgemeinschaft e. G. m. b. H. Halberstadt, die im Ring der Baumärkte (Süd Bremen) im Nordostgebiet sich befindet, hat nachstehende Darlehen neu vergeben: für den Neubau an das Mitglied Franz, Dandenburg 15 500 Mark, für den Neubau an das Mitglied Zimmer, Bad-Narburg 15 000 Mark, für den Neubau an das Mitglied Heise, Bad-Narburg 15 000 Mark; zur Hypothekensicherung an das Mitglied Dobritz, Halberstadt 3000 Mark, an das Mitglied Küsterwind, Halberstadt 5800 Mark. — Zu den mit den obigen Beträgen finanzierten Neubauten sind außerdem Hausversicherungsbeiträge von 3000 Mark gewährt worden. Die Bau- und Wirtschaftsgemeinschaft des Ringes, die über die reinen Finanzierungsangelegenheiten als Selbsthilfsgesellschaft tätig liegt, legen Wert auf den Hinweis, daß die Bauarbeiten an den finanzierten Neubauten nur an solche Unternehmer und Handwerker vergeben werden, die sich Mitgliedschaft des Bauvereins sind und daß arbeitslose Mitglieder, soweit sie als Sachverständige verwendet werden können, an den Neubauten beschäftigt werden müssen.

Der achte Bezirk der Sozialdemokratischen Partei hält am Sonnabend, den 6. Juni, die nächste Versammlung ab. Die Parteimitglieder aus dem neuen Stadtteil und den angrenzenden Straßen werden gebeten, diesen Tag für die Partei zu reservieren und für diese Bezirksversammlung zu werden. Lotz, Rehner, Thema und sonstige Mitwirkende werden demnach mitgeteilt.

Platzjäger des Trompeterkorps des 4. Art.-Regts. Das Trompeterkorps des 4. Artillerie-Regiments aus Dresden, das von einer längeren Konzertreise im Straßburger gehen in Halberstadt eintrifft, soll in der nächsten Woche im Stadtpark seinen ersten im Laufe der Nacht um 28 Uhr hier eintrifft. Das für den 27. 5. 18 Uhr angelegte Platzjäger auf dem Hofmarkt mußte aus diesem Grunde leider ausfallen. Das Platzjäger findet dafür am 29. Mai um 18 Uhr auf dem Hofmarkt statt. Das Platzjäger am 29. Mai 18 Uhr auf dem Hofmarkt bleibt bestehen.

Im Schützenwaid findet am Freitag, den 29. Mai, 20 Uhr ein großes Militär-Koncert, auszuführen von dem gesamten Trompeterkorps des 4. Artillerie-Regts. unter persönlicher Leitung des Musikleiters Fritz Radkau statt. (Siehe Anzeiger).

Wie die R. G. D. erfährt, Gefährlicher Reinfall war der R. G. D. vor dem Halberstädter Arbeitsgericht beschuldigt. Wir hatten über den Fall schon einmal berichtet. Ein junger Mann verlangte das Tariflohn für Bauhandwerker für die Zeit von zwei Jahren. Sein Gewerkschaftsvertreter hätte sich dazu hergegeben, diese völlig unbegründete Forderung zu vertreten. Da der junge Mann in Wahrheit nicht als Bauarbeiter, sondern als Lehrling beschäftigt war, hatte die Klage nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Aber die R. G. D. hatte sich trotzdem der Sache angenommen, sie mußte doch zeigen, daß sie es besser kann als die „Gewerkschaftslogen“. Der Vertreter der R. G. D. redete in der ersten Verhandlung über diese, er wollte seine Unwissenheit bei 1400 Mark herausgeben, seine zweite Verhandlung von 30 Mark an und hantierte sich hinsichtlich. In der zweiten Verhandlung, die jetzt stattfand, wählte der RGO-Mann den besseren Teil der Tapferkeit und erließ nicht nur Gericht, so daß kein Mandant sich allein vertreten mußte. Der Kläger selbst war aber einsichtsvoller als sein „Vertreter“ und erklärte sich bereit, auf den Vergleichsvorschlag von 30 Mark einzugehen. Hätte er das nicht getan, so wäre er mit seiner Klage glatt abgewiesen und hätte seinen Pfennig erhalten.

Demnach wird seit 11. Mai 1931 das Dienstmädchen Elisabeth Kraft, am 17. Dezember 1912 zu Gültin geboren, zuletzt in Wood, Kreis Dierburg in Stellung und wohnhaft gewesen. Es ist 1,60 m groß, schlank, hat schwarzes Haar, wuschelige Züge, am rechten Unterarm und rechter Hand einige Narben. Die Kleidung ist dem Betreffenden von 30 Mark an und hantierte sich hinsichtlich. In der zweiten Verhandlung, die jetzt stattfand, wählte der RGO-Mann den besseren Teil der Tapferkeit und erließ nicht nur Gericht, so daß kein Mandant sich allein vertreten mußte. Der Kläger selbst war aber einsichtsvoller als sein „Vertreter“ und erklärte sich bereit, auf den Vergleichsvorschlag von 30 Mark einzugehen. Hätte er das nicht getan, so wäre er mit seiner Klage glatt abgewiesen und hätte seinen Pfennig erhalten.

Telephonjelle? Lena blühte peinlich berührt auf. Der kurze, befehlende Ton laut im Ohr weh. Ein fettdunkler, unablösliches Streifen aus steingrauen Augen flog über sie hin, ein blühender Blick, der ihr so unangenehm war, daß sie sich abwandte. Der Herr verschwand hinter ihr im Innenraum des Lokals.

Gut, daß er sich nicht hinsetzt. Wie merkwürdig, daß man so im Augenblick von Abneigung gegen einen Menschen erfüllt werden konnte. Lena schloß wieder keine Wimpern der Lerte, wie um den Genuß zu verlängern, zwischen die weißen Zähne. Das war schon blühend, so in der Sonne sitzen zu dürfen, ein wenig zu nischen und nicht bewußt zu sein von Mitleid und Mitleid und Telephonjelle.

Mitten im Essen, ganz plötzlich, befiel sie Beunruhigung. Dieses Gefühl, daß sie von hinten angefaßt wurde. Sie spürte es in den Haaren, im Nacken, den Rücken entlang. Das ist nicht, Mensch wachte sie, und getraut sich nicht, Kopf zu wenden. Nicht durch Klammern, Fortschritt sie sich. Was ist schon dabei, wenn ein Mann eine Frau anfaßt. Wenn man sich daran stoßen wollte, dürfte man in Berlin nicht über die Straße gehen. Deshalb ist diese schöne Stunde der nachdenken lassen, lächerlich!

Der Herr, der nach dem Verfall der Telephonjelle einige Augenblicke in der Tür der Konditorei stehen geblieben war, ging mit seinem Schritt zu einem sehr feinsten gelegenen Tisch und setzte sich so, daß er Lena sehen und beobachten konnte. Es war offenbar, daß er um ihren Namen diesen Fall gemüht hätte. Und seine Augen hefteten sich diesem unermüdet auf die junge Frau. Er sah breit und dunkel mit hellem Oberkörper, ein Spielzeug. Der jetzt glühend schien, als er im Essen wirklich war. Eine glühende, eine glühende, als er die ganze Gestalt, die durch den amerikanischen Schnitt des Anzuges noch höher verarbeitete war, und Lena hatte das Gefühl, daß der Himmel von seiner Bläue eingehüllt hätte und die Luft dichter und schwerer geworden wäre. Sie drehte sich ungeschult nach der anderen Seite.

um seinen Augen zu entgehen. Eine Zeitung lag neben ihr auf dem Tisch. Lena verhaspte sich hinter dem Blatt. Nun wird der aufdringliche Beobachter doch hoffentlich bemerken, falls er sich Hoffnung auf ein Abenteuer gemacht haben sollte, daß seine Bemühungen vergeblich sind.

Der Herr benahm sich wirklich ein wenig auffällig. Er berührte kaum, was ihm die Kellnerin hingestellt hätte, er las keine Zeitung, keiner der Anwesenden, nicht das Leben auf der Straße interessierte ihn. Sonnenchein, Frühlingsluft, knispende Bäume schienen keinerlei Gefühle in ihm auszulösen. Und selbst die Bewegung, mit der er seinen runden, steifen Hals neben sich legte, war rein mechanisch. Einzig und allein schien für ihn ein Mensch auf der Welt da zu sein: die blonde Frau. Lena kränzte. Auch das sie sich so offensichtlich von ihm abwandte und sich hinter der Zeitung verbarg, hinderte ihn nicht, seine grauen, unruhigen Augen, die sich etwas geöffnet waren, unablässig in die Richtung ihres Kopfes zu lenken, wie jemand, der von einem ungeheuren Erlaunen gebannt ist.

Am Tisch hinter Lena saßen zwei junge Damen, und Lena hörte die eine sagen:

„Sieh doch nur diesen Menschen dort vorn an. Zum Grauen. Dem möchte ich auch nicht in der Nacht im Walde begegnen.“

Unwillkürlich schaute Lena einige Male hinter ihrem Zeitungsblick zu ihrem bartnackigen Gegenüber, das wie eine Statue in unveränderlicher Starrheit verharrte. Auf dem aufsteigenden atemberaubenden Körper, der einem antiken, doch keineswegs elegant gekleideten Kaufmann geahnte, sah sie unverhältnismäßig mächtige, traurig gelblich schimmernde Augen. Ein schwarz und braun gefärbtes Schildechen über dem linken Auge, die Brauen in zwei mächtigen Bögen über dem rechten. Und das Gesicht, das nach außen gekehrt, das an den Ohren, einem Schurzband, nach außen gekehrt, das an den Augen von beschwerendem Bild verdeckt, so daß sein Blick eigentlich nur aus der anderen Blickspalte zu kommen schien. Weisheit, sein hübscher, doch weniger ein sympathischer Kopf. Das einzig Schöne in diesem Gesicht war der klar gezeichnete Mund, der in den Winkeln fast von weißer Zartheit war und sich zum Überdruß über einem kräftigen, lebendigen weissen Gebiß öffnete. Aber der Eindruck der Weisheit wurde gleich wieder verwirrt von dem breiten, gemaltartigen Rinn.

(Fortsetzung folgt)

Kinder im Sommerbad.

Hochbetrieb im Pfanschbecken.



Ein erfrischendes Bad.

Der jetzt unter Sommerbad befaßt, wird vor allem die Bade- freudigkeit unserer Jugend bemerken können. Das ist ein buntes und lebhaftes Treiben! Die größeren Kinder wagen sich selbstverständlich in das Nichtschwimmerbecken und sind besonders stolz darauf, wenn sie sich auch außerhalb des Seiles nach dem Schwimmerbecken hinüber bewegen können. Alle zukünftigen Schwimmer und Schwimmerinnen, mit und ohne Badeanzug, geben sich ihr erstes Erlebnis im Pfanschbecken. Also: Im Anfang war das Pfanschbecken. Am Ende bewegen sich die Vorkünftigen und Jagdhörner, denen durch jeden Wassertropfen im Gesicht und am Oberkörper ein kleiner Schreck eingeatmet wird. Das ist jene Gruppe, die alle Bergstigmungen, die die älteren Kinder zu

vergeben haben, genießen. Sie sind neutrale Personen, die nicht in Wasserfurchen und andere Scherze hineingezogen werden, wenn sie sich daran nicht aus eigenem Antrieb beteiligen. Die erste Scherze der angehenden Schwimmer ist natürlich bald überwinden. Wenn auch die Kühle des Wassers das fernerbare Gefühl der Abkühlung zuerst hervorruft, so magen sie sich schließlich doch weiter hinein in das Becken und versuchen, vorläufig immer noch mit den Beinen auf dem Boden des Beckens, die Schwimm- bewegungen, mit sie von den Großen haben, nachzu- ahmen. Natürlich ist bei ihnen das Schwimmen in der ersten Zeit noch ein Wunsch, aber er erfüllt werden, sobald es nicht an der richtigen Anleitung und Ausdauer fehlt.

Die Sänglingsgruppe ist in unserem Bade äußerst zahlreich. Obwohl nicht die Gefahr besteht, daß ihnen etwas passieren könnte, stehen sie unter der Fernaufsicht von Eltern oder Pfanschweimern. Nur selten ist in der großen Menge der badenden und schwimmenden Kinder ein Unbeglückter zu entdecken. Alle sind querschnurartig und wollen gar nicht wieder aus dem Wasser herauskommen. Wenn dann noch Bälle geworfen werden oder anderer Spitzweil ge- trieben wird, dann ist das Pfanschbecken ein Fließchen eines großen Wohlbehagens und Glücks kleiner Menschenkinder. Daher gehen keine Pfanschweimern zu Grunde. Aber denken wir an den fern- liegenden Pfanschweimern, die sich zu haben, denn da be- zichtigt man eigentlich die Beschaffenheit mit den anschließenden großen Becken. Manche Kinder bebauen, nur jede Woche einmal das Bad aufsuche zu können, weil die Mutter für drei oder vier Kinder das Eintrittsgeld nicht oft aufzubringen vermag.

Hoffen wir, daß der Strandung zu Sommerbad, wie er in den letzten Tagen verzeichnet werden konnte, weiterhin und den ganzen Sommer über anhalten möge. Wenn wir mal kurz nach Mittag Schlange stehen — so ist es jetzt jeden Tag — vor der Kasse, fädder, für groß und klein. Wäge vor allem die Halberstädter dem Raum genug hat unter solches Sommerbad für viele halber- jugend die Entwidlungslust im Pfanschbecken bis zum Sprungum mitmachen. Wer diese Klappen geschäftig werden freudig durchläuft, wird bestimmt zu den Pfanschweimern werden können, die das tollste Gut der Gesundheit in reichem Maße be- sitzen. Darum: Geht zum Baden und Schwimmen; es ist gesund.

Die nächste Sitzung der Stadtratsordnungen findet am kommen- den Mittwoch, um 17 Uhr, statt. Auf der Tagesordnung stehen keine Vorträge.

Familienfortbildung. Pfingsten land in Halberstadt der erste Familien- tag der Familie Bee fand. Fast 50 Familienmitglieder hatten sich zu diesem Tage aus allen Ecken des hiesigen Bezirkes an- gesammelt, um durch Verkauf gemeinsamer Erinnerungen u. münd- licher Unterweisung Angehörigen der Stadtmitte der Familie zu gewinnen. Nach einem kurzen Begrüßungsbild am Sonnabend- abend eröffnete Familien Bee aus Halberstadt im Restaurant „Hilarius“ am Pfingstmontag morgen die Tagung. Er wies in seinen Begrüßungsworten darauf hin, wie wertvoll gerade heutige die Familienfortbildung sei, und schloß die zur Begrüßung, die zur Einberufung des Familientages geführt hatte. Anschließend zeigte Rechtsanwalt Dr. Bee aus Halberstadt den gegenwärtigen Stand der Familienfortbildungen dar. Er wies insbesondere darauf hin, daß familiäre Bee ihren Stammern auf einem Lebenslauf zurück- führen, der vor fast 200 Jahren in Wachsen und gedeihen und ge- hehen ist; seine Nachkommen sind dem Wachsen und gedeihen in 150 Jahren in nachfolgende Orte wie Trappenfeld, Schöningen und Groß-Schierfeld später auch nach Halberstadt übergeführt, wo sie heimlich noch heute sesshaft sind. Herr Dr. med. Bee aus Bübel und Herr Rudolf J. Bee aus Wernitz erwiderte endlich noch einige Dan- kesworte an die Herren, die die ganzen Familienfortbildungen ins- bes. gerufen hatten.

Arztlofen als Werbungsstellen. Grundätzlich wird man daran festhalten müssen, daß Aufwendungen zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, auch wenn sie im Interesse der von einem Pflichten ausübenden Tätigkei- ten der Arbeitsträger darstellen, als Ausgaben zur Erhaltung für die Erhaltung und Unterhalt zu den Werbungsstellen gehören. Daher werden auch regelmäßig Arzt- und Kurkosten, die mit allgemei- nen infolge der Tätigkeit eines Pflichten ausübenden Abspan- nungsleistungen verbunden sind oder ihren Grund in einer im Zusammenhang mit der Tätigkeit eingetretenen allgemeinen Er- schöpfungsbedürftigkeit haben, nicht abzugsfähig sein. Eine Aus- nahme muß aber in Fällen gemacht werden, in denen im engsten

unmittelbaren Zusammenhang mit einer von Pflichten ausübenden, einformenspezifischen Tätigkeit, Erhaltung der Gesundheit eingetreten oder zu bestehen sind, die ihrer Art nach gerade für die Ausübung der Tätigkeit typisch sind. Es würde man als Werbungsstellen nach die Aufwendungen infolge gewerblicher Berufstätigkeiten, wie sie z. B. in der Werbung über die Ausübung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufstätigkeiten vom 15. Mai 1925, Reichsgesetzblatt I S. 97 aufgeführt sind, ansetzen können. Auch Aufwendungen als Folge von Unfällen, die sich aus den besonderen, der betreffenden Tätigkeit eines Steuerpflichtigen typischen Gefahren ergeben, dürfen hierher gehören.

Befruchtete Stellenangebote aus dem Zustande. Die „Reber- landische Holz-, Holz- und Kanalarb. B. Anstalt, Gerberstraße 2“ verleiht, in hiesigen Zeitungen ein Angebot zu bringen, in dem 50 bis 60 Erbarbeiter, 40 Maurer und Betonarbei- ter, 20 Schlosser und Installationsarbeiter, 10-12 Schreiner, dazu Gipsaufreuer und Befahrer, ferner Arbeiter, Kranführer, Buchhal- ter u. a. bei einem Stundenlohn von 1 bis 1,20 soll. Zudem geführ- ten. Bewerbungen sollten unter Pfingstmontag, den 20. Mai, ge- richtet eingereicht werden. Da der dringende Bedarf vorlag, daß die Arbeiter nur darauf ankommen, möglichst viele Bewerbungen zu erhalten und die Rückantworten einzufischen, wurden Nachfor- sungen angefertigt. Diese ergaben, daß die Firma über haupt nicht bestand. Unter der angegebenen Adresse hatte vielmehr ein Schwärmer ein Zimmer gemietet, um die eingehende Post dort in Empfang zu nehmen. Allein aus Weißwäusch- laren, wo die Anzeige in einigen Zeitungen abgedruckt worden war, waren gegen 600 Briefe mit Inhalt eingegangen, hatte der Befruchtete also an 300 Mark erbeutet. Der Fall bemerkt aber auf Neue, daß derartige öffentliche Stellenangebote in der Regel nichts anderes be- zwecken als Gutgläubige zu fesseln.

Schon wieder ein Fahrrad gestohlen. Gestern vormittag wurde einem Maurer von einem Grundstücker in der Sedanstraße ein Fahrrad gestohlen. Das Fahrrad trägt die Marke „Dromag“, hat schwarzen Rahmen und gelbe Felgen. Der Dieb konnte bisher nicht ermittelt werden.

Lepra-Bekämpfung in Japan. In Japan, wo die Lepra noch eine sehr ernie und gefährliche Krankheit ist, beschäftigt man sich sehr mit der Erziehung des Lepra-Bajillus und ferner mit der Bekämpfung der Lepra-Bajillus. Die neuesten Nachrichten soll nun von dem japanischen Forscher Dr. Kishida Shiga Reinrichtungen, die Lepra-Bajillus geschickt haben. Auf diese Weise ergibt es nun die Möglichkeit, Lepra bei Versuchstieren durch Einimpfung künstlich zu erzeugen. Diese Versuche werden nun zugleich mit verfeinertester Ernährung der Tiere vorgenommen. Auf diese Weise kann man die Bakterien feststellen, die besonders stark zur Anziehung gegen Lepra führen. Die Versuche werden schließlich also eine Diät ergeben, die als beförderer Schutz gegen Ver- breitung anzupassen ist. Eventuell müßten sich auch bereits Erkrankte durch eine besondere Diät von der Lepra heilen lassen. Dr. Shiga hofft übrigens, bei seinen Versuchen noch einen Impfstoff zu finden, mit dem die Lepra erfolgreich bekämpft werden kann. Es ist inter- essant, daß der japanische Forscher, der übrigens auch den Diphtherie- Bajillus erkrankt, in Deutschland studiert hat und längere Zeit bei Mitarbeiter Paul Ehrlich war.

Die Bildung der Frau im Orient. Auf einer Konferenz wurde von wohlunterrichteter Seite festgestellt, daß in Indien noch 88 Pro- zent der Frauen Analphabeten sind, während in China die Lage be- deutend besser ist. Die hervorragendste Frau des heutigen Indiens ist Pandita Ramabai, die auch darauf hingewiesen hat, daß in Indien aus allgemeine Bildungsniveau gegeben werden muß. Als einen wesentlichen Fortschritt zum Besseren empfindet man es in maß- gebenden Kreisen, daß das Heiratstatut auf lesbene Lage herab- gesetzt wurde, damit also die verheirateten Hindereiner ihr Ende haben, und daß Männern und Frauen das allgemeine Wahlrecht zu- erkannt wurde. Man rechnet daraus; daß aus diesem Gefühl der Gleichberechtigung sich auch in Indien die moderne tatkräftige Frau entwickeln wird, die sich in anderen Ländern im Lauf der Jahre her- ausgebildet hat.

Eine tömliche Weiserregel gefunden. Bei den Ausgrabungen der altindischen Stadt Aquinum, die an der Stelle des hiesigen Ober- bades gelegen hat, wurde eine römische Weiserregel gefunden. Sie hat einen Durchmesser von 10 cm und trägt auf einer Seite vier Buchstaben, die die Weiserregel, die die Regel von einem Richter der Stadt Aquinum gefunden worden ist. Es handelt sich um das erste Exemplar seiner Art.

Der Abend

Nr. 21

Donnerstag, den 28. Mai

1931

Die Geschichte des Mannes ohne Eltern.

Von Wolf Kiesel.

Jeder, der unseren Freund Freddie Springer kannte, ahnte, daß ein Geheimnis oder ein schwerer Kummer, der irgend etwas mit seiner Herkunft zu tun hatte, auf ihm lastete. Aber dieser Anhauch der Schwermut war es auch, der seiner sonst nicht eben bedeutenden Persönlichkeit einen eigenen Reiz verlieh. Er sah gut aus. Seine kaum mehr als mittelgroße Gestalt wirkte durch seine gerade Haltung und die Gewohnheit, besonders hohe Hüte zu tragen, stattlicher als sie war. Seine tadellosen Manieren ließen auf eine ausgezeichnete Kinderstube schließen, und die damals in Deutschland noch seltene Sportgewandtheit verriet noch mehr als ein leichter, fremder Accent, daß er seine Jugendjahre in England verlebt hatte. Als Jurist von größerer Zuverlässigkeit als Genialität, füllte er die ihm gemäße Stelle eines Syndikus bei einer großen Firma in jeder Hinsicht aus, und sein hübsches Einkommen wurde durch die Zinsen eines bedeutenden Vermögens reichlich verdoppelt.

Kein Wunder, daß er für eine ausgezeichnete Partie galt und seine Bewerbung selbst bei einem soviel umschwärmten Mädchen wie die kleine Lucie Jg es war, die besten Aussichten gehabt hätten. Aber, obwohl er ganz offensichtlich, wie übrigens fast alle jungen Leute unseres Kreises, in das entzückende Persönchen verliebt war und ihr in seiner etwas schweren und schwärmerischen Art den Hof machte, schien er es nicht zu wagen, das entscheidende Wort zu sprechen. Das zierliche Mädchen, das noch mit einundzwanzig Jahren Gestalt und Größe einer Dreizehnjährigen hatte, machte übrigens gar keinen Hehl aus ihrer Vorliebe für Freddie, und wir alle sahen eine Verlobung zwischen den beiden nur noch als eine Frage der Zeit an, als sich Springer eines Tages urplötzlich und schroff von der Erwählten zurückzog. Der Bruch war so auffallend, daß er zu den verschiedenlichsten Vermutungen Veranlassung gab. Daß Freddie sich einen Korb geholt hatte, glaube niemand; denn die schmerzliche Enttäuschung des jungen Mädchens war zu offensichtlich und ihre kurze Zeit später stattfindende Verlobung mit einem jungen Arzte hatte durchaus den Anschein einer Handlung aus Trotz.

Die meisten seiner Bekannten waren der Ansicht, daß die Scheu antäglich einer Verheiratung seine geheimnisvollen Familienverhältnisse zu offenbaren, Springer davon abgehalten hatte sich zu erklären. Einige munkelten, er sei das außereheliche Kind einer hochgestellten Dame, andere wollten wissen, daß er als Sohn eines Verbrechens unter einem falschen Namen lebe. Sehr Erfahrene flüsteren von einer geheimen Krankheit, die ihn an der Ehe hinderte und auf einem andern Gebiete wohl Beschlagene sprachen von physischen Hemmungen, die am besten durch Psychoanalyse zu beseitigen wären. Einfachere Seelen behaupteten kurzweg, daß er einen Speeren haben müsse, und dies umso ausdrücklicher, als er kurze Zeit nach der Verheiratung der reizenden Lucie, seine Freundschaft einem Mädchen zuwandte, die in der Stadt ein wenig als komische Figur angesehen wurde. Fräulein Remagen, eine brave unbedeutende Person, kiffete ihr Leben ziemlich kümmerlich als Klavierlehrerin und böse Zungen meinten, daß sie zu diesem Berufe durch nichts weiter geeignet sei, als durch die Fähigkeit mit ihrer Hand zwei Oktaven spannen zu können. Die Hand stand übrigens in durchaus keinem Mißverhältnis zu ihrer Figur und dies hatte ihr den Beinamen „Die Lieberlebensgroße“ eingebracht. Es war in der Tat komisch genug, die Beiden nebeneinander wandeln zu sehen: die ungeschlichte Remagen und den wohlproportionierten Freddie, der trotz seines unermesslich hohen Noses neben ihr klein wirkte. Die zunehmende Intimität der Beiden veranlaßte einmal einen wohlmeinenden Freund zu der Warnung, Freddie möge sich beizeiten zurückziehen, um in dem armen Wesen keine trügerischen Hoffnungen zu erwecken. Aber Freddie hatte darauf kühl ablehnend erwidert, woher der Warner denn wisse, daß er die Hoffnungen, die er erwecke, nicht auch zu erfüllen gewillt sei. Ich persönlich stand mit Springer nicht intim genug, um die Ursache seiner Sonderbarkeit klarer zu sehen als die anderen, obwohl auch meine Vermutung in einer bestimmten Richtung lief. Die Hartnäckigkeit, mit der er bei jedem Zusammensein in mir den Arzt und Naturwissenschaftler herausforderte, um mit ihm über Fragen der Vererbung von Anlagen und Krankheiten zu diskutieren, brachte mich auf den naheliegenden Ge-

danken, daß ein erbliches Familienübel, den sonst so gesunden Menschen durch die Angst, auch er könne ihm verfallen, beunruhigte und zum Neurastheniker machte. Vängst hatte ich die Absicht, ihm in dieser Richtung einmal ein kräftiges medizinisches Wörtchen zur Beruhigung zu sagen, da bot der Zufall die Gelegenheit.

Eine unerwartete Begegnung in der süddeutschen Universitätsstadt, in der wir beide, ohne uns damals zu kennen, studiert hatten, der Zauber eines Besammenseins in einer schönen Sommernacht auf dem Schloßberg bei einem Glas Wein schuf eine Atmosphäre, in der das Vertrauen emporschleicht wie der Spargel in den ersten warmen Tagen. Wie es so mir gegenüber seine Art war, hatte er die Unterhaltung mit einer Frage über die Mendelsche Theorie der Vererbung begonnen und in der Folge ebenso reiche Belesenheit auf diesem Gebiete der Wissenschaft als laienhafte Schlußfolgerungen aus ihren Resultaten vor mir ausgebreitet. Zuerst war ich auf seine theoretischen Erörterungen eingegangen, hatte aber dann kurz entschlossen die Stimmung der Stunde nützend, die Unterhaltung von der Höhe einer objektiven Ebene auf die persönliche hinuntergezogen und ihn ganz einfach nach der Ursache seines Interesses für diese Dinge gefragt. Als er offensichtlich verblüht über diese plötzliche Frage mit der Antwort zögerte, sagte ich ihm unverhohlen meine Vermutung und warnte ihn vor Ueberänglichkeit vor erblichen Uebeln.

„Ach,“ seufzte er, „wenn es weiter nichts wäre, was mich bedrückt, als die Furcht vor einer Familienüberfule oder die ererbte Anlage zu *Dementia praecox*! Ich habe . . . ich bin . . . doch hören Sie meine Geschichte und urteilen Sie selbst über die Tragik meines Falles. Ich weiß, ich darf Ihrer Discretion gewiß sein.“ Ich streckte ihm scherzend die Hand entgegen. Er drückte sie dankbar und begann:

„Ich bin ausgewachsen von der Fürsorge liebevollster Eltern auf Schritt und Tritt umgeben und hatte doch meine Eltern nie gesehen, nie gekannt. Schon die ländliche Frau, die meine erste Pflegerin war, sprach mir von den Unsichtbaren wie von höheren, gütigen Wesen, denen ich alles verdante, jeden Leterbissen, jedes Spielzeug, jedes neue Kleidungsstück. Auf die ersten Fragen nach Vater und Mutter bekam ich die Antwort, sie wären auf Reisen. Und dabei blieb es. Mein Lehrer, der Pfarrer des Dorfes, in dem ich aufwuchs, predigte mir Liebe und Dankbarkeit für meine Erzeuger; unter seiner Leitung schrieb ich die ersten der unendlich vielen Briefe, die ich im Leben an die Eltern gerichtet, und er las mir ihre Antworten vor. Später las ich die Briefe selber, die in Schreibmaschinenchrift geschrieben, sich alle sehr glichen, und von mir, meinen Fortschritten, Erlebnissen und Wünschen handelten. Da jeder Zustand, in dem es sich vom ersten Erwachen seines Bewußtseins an befindet, dem Kinde als natürlich erscheint, gränzte ich mich nicht weiter um die unsichtbaren, ewig auf Reisen befindlichen Erzeuger. Ich hatte die gute Pflegermutter, die ich Tante nannte, den prächtigen Onkel Sam, den Freund und juristischen Beirat, meines Vaters, der mich zweimal im Jahre besuchte, sich über mein Wachstum freute, und mich jedesmal für die Eltern fotografieren ließ, und die Patin Jessie, die mich ihrerseits aus England mit zärtlichen Briefen, Geschenken und Näscherien überhäufte, bis sie, kurz bevor ich mein zehntes Jahr erreicht hatte, selber kam, und mich in ihre wunderliche Puppenwirtschaft in einem Vorort Londons entführte. In dem Häuschen an der Themse, das die ehemalige Sängerin Jessie Holmes von oben bis unten mit den Trophäen ihrer einstigen Triumphe, verwelkten Kränzen, Schleifen und vergilbten Fotografien ausstaffiert hatte, verlebte ich zwei lehrreiche Jahre. Die rührende Spinster, die genau wie die deutsche Pflegermutter, nicht genug von der Güte meiner Eltern erzählen konnte, ohne mir eigentlich irgend etwas über sie zu sagen, verwöhnte mich grenzenlos und hielt mir die besten Lehrer, so daß ich bald der fremden Sprache mächtig, in eines der berühmten Internate eintreten konnte. Nach dem Tode der Patin brachte mich der Onkel Sam nach Deutschland in eine große Erziehungsanstalt am Harz und hier war es, wo ich zuerst meine Einsamkeit fühlte und über meine sonderbare isolierte Stellung in der Welt nachzudenken begann. Das Alter der Pubertät macht ja ohnehin zur Schwermut geneigt, und meine schwarzen Gedanken beschäftigten sich unablässig mit den ungetannten Eltern, die mir in ihrer spendenden Güte aus der Ferne unnahbar, geheimnisvoll und scham-erweckend erschienen. Warum in aller Welt wußte ich nichts von ihnen? Warum blieben sie auf alle meine Anfragen, die sie selbst betrafen, stumm? Warum hatte mir die Patin Jessie nichts ver-

raten? Warum hüllte sich Onkel Sam trotz meines Drängens in Schweigen? Er war es dabei, der mit von jeher die Briefe der Eltern überbracht oder übersandt hatte und an den ich meine Briefe an die Eltern adressieren mußte, ohne zu ahnen, an welchen Ort der Welt er sie weiter beförderte. Ich hatte Dickens gelesen und Edgar Allan Poe und Conan Doyle und ungezählte deutsche und englische Räubergeschichten. Meine Phantasie schreckte vor keiner Möglichkeit zurück, um mit meine Herkunft und das Schicksal meiner Eltern auszumalen. Ich suchte die Unbekannten in den Planwagen der Zigeuner, unter Künstlern oder Verbrechern. Ihre Verbindung galt mir bald als illegitim, bald als blutschänderisch oder bedroht von mächtiger Feinde Eiferfucht. Kurz ich versteckte mich so tief in allerhand romantische Einbildungen, daß mein Gemüt darüber fast krank wurde und meine Leistungen auf der Studienanstalt plötzlich auffallend nachließen. Dieser Zustand erweichte den vortrefflichen Onkel Sam mehr als alle meine Bitten es vermocht hatten. Er gestand mir, daß er zwar von meinen Eltern keine Vollmacht habe, das Geheimnis zu lüften, mir aber zu meiner Beruhigung, und um meine Phantasie vor Ausschweifungen zu bewahren, doch folgende Tatsachen wie unter einem Eide versichern konnte: Meine Eltern wären höchst ehrbare Leute, die in guten, gesicherten Verhältnissen lebten und sich in rechtmäßiger Ehe gezeugt hatten. Mein Vater war Reichsdeutscher und meine Mutter Engländerin, sie hatten viel internationale Beziehungen und befanden sich meist auf Reisen. Eine jüngere Schwester lebte mit ihnen. Bestimmte Gründe, die er, Onkel Sam, respektieren mußte, veranlaßten sie, unbeschadet ihrer großen Liebe und Fürsorge für mich, mir unbekannt zu bleiben. Allerdings fügte er hinzu, hätten sie einmal mit ihm von der Möglichkeit gesprochen, mit mir, falls ich darauf dringen sollte, sobald ich mündig wäre, zusammenzutreffen.

Diese Versicherungen beruhigten mich einigermaßen. Zwar blieb ein leiser Stachel der Eiferfucht auf die bevorzugte Schwester in meiner Seele zurück, aber die Aussicht, daß dem Geheimnis, wenn ich es wollte, in absehbarer Zeit ein Ende gemacht werden konnte, ließen es mich geduldiger ertragen. Inzwischen beendete ich meine Schuljahre, bezog die Universität und studierte durch Beispiel und Rat des Onkel Sam angeregt, Jurisprudenz. Die erste juristische Prüfung fand kurze Zeit nach meinem vollendeten 21. Lebensjahre, also dem Tage, an dem ich mündig wurde, statt, und da ich sie mit Glanz bestand, wurde der Wunsch, als erfolgreicher und hoffnungsvoller Sohn vor meine Eltern treten zu können, immer brennender. Ich gab ihm in meinem Briefe an meinen Vater in beredtesten Worten Ausdruck, und, o Wunder, der Vater, der früher ähnliche Bitten mit Stillschweigen übergangen war, willigte nun gerührt in mein Verlangen ein. Er setzte den nächsten November als den Zeitpunkt und München als den Ort unserer Begegnung fest. Zum bestimmten Termin erhielt ich von Onkel Sam einen Extrazettel zur Reise und die Anweisung, in einem der ersten Hotels der Stadt abzusitzen, wo er mit mir zusammenzutreffen gedachte. Ich kam vor ihm an, und das erste was ich tat, war, daß ich beim Hotelportier nach einer Familie Springer fragte. Niemand dieses Namens war dort bekannt. Am Abend traf der Onkel Sam ein. Er belächelte meine Ungebild und reichte mir einen Brief meines Vaters. Er enthielt ein Billett zu der Abendvorstellung eines der ersten Varieteetheater; und zwar einen Logenplatz, und die Aufforderung, mich dorthin zu begeben, wo ich meine Eltern treffen würde. Dies wirkte wie ein kühler Strahl auf meine glühende Erwartung. Der Ort war gar zu neutral und zu prosaisch. Wenn es noch die Oper gewesen wäre oder das Schauspielhaus! Aber ausgerechnet eine Varieteebühne und wenn sie auch noch so gut war! Ein seltsamer Verdacht stieg in mir auf und wurde genährt durch die Tatsache, daß die Loge, die ich klopfenden Herzens betrat, leer war und leer blieb. Wie, wenn ich meinen Vater nicht in der Loge, nicht im Zuschauerraum sondern . . . auf der Bühne sehen sollte? In fieberhafter Aufregung überflog ich das Programm, da hob sich schon der Vorhang und begrüßt von Klatschen und Zurufen der Menge grinst er mit einem unbeschreiblichen Lächeln ins Publikum, der Clou des Abends, der berühmte Clown K i c k s h o e. Ich hatte von ihm gehört, ihn aber nie gesehen. Doch wie er da vor mir hüpfte, dieser lange tomische Kerl und Ruffhände ins Parterre war, und die Arme zärtlich gegen die Logen ausbreitete und nach meiner Seite die rechte Hand aufs Herz und die linke auf die Rippen geiegt in versteinerter Pose stehen blieb, da verdichteten sich die Ahnungen zur Gewissheit. Kickschue, Kickschue lönte es mir im Ohr. Kickschue, tanzen der Narr! Du heißt Springer! Mir wurde heiß und kalt; ich lehnte mich über die Brüstung der Loge. Da traf mich aus der Nebenloge neugierig der Blick einer üppigen blonden Frau, die frenetisch klatschte, neben einem jungen Mädchen, das gleichfalls auffallend interessiert zu mir um die Ecke sah. Glühbergsossen zog ich mich in meine Loge zurück, um kurz darauf wie magnetisch angezogen mich abermals vorzubringen und abwechselnd die Frauen in der Nebenloge und den Mann auf der Bühne anzustarren. In mir war kein Zweifel mehr, wen ich vor mir hatte. Die widersprechenden Gefühle zerrissen mich. Ich war bis in die meinen jugendlichen

Phantastereien mit allen Möglichkeiten gerechnet, nur eben nicht mit der einen, meinen Vater ausgerechnet in einem . . . Clown zu finden. Der versehnte Räuberhauptmann, den ich im Knabenraum Vater umarmt, hätte glaube ich, weniger peinliche Empfindungen in dem frisch gebateten Referendar erweckt! Doch eine tiefe Nüchternung schwemmte den Stachel hinweg, in dem Maße, wie ich dem Spiel Kickschue auf der Bühne folgte. Das war Kunst, reinste, höchste schauspielersische Kunst, mit der dieser Mann da den hilflosen Narren mimte und den reinen unverbodenen Menschen, den eine durchtriebene Umwelt neckt und neppt zur Darstellung brachte. Der getäuschte Liebhaber, der betrogene Ehemann, der hintergangene Freund und überlopfelte Biedermann wurde mit diesem wunderbaren Gemisch von Komik und Tragik herausgestellt, daß das Parterre vor Lachen wiehern mußte und wahrhaft Schauenden Tränen des Mitleids entlockt wurden. Sollte ich dazu bestimmt sein, diesen armen Menschen hinter der Bühne die Rolle des verachteten und mit Undank belohnten Vaters spielen lassen. Nein und abermals nein! Ein blaßes Gefühl des Dankes quoll in mir auf für den belächelten Narren, der ein halbes Menschenleben mit Sprüngen und Späßen das Geld ermorben, um seinem Sprößling die Erziehung und Laufbahn eines vollendeten Gentleman zu ermöglichen. Die Tränen stützten mir aus den Augen, Schluchzen erstickte mich. Es war mir nicht möglich, während der Pause meine Loge zu verlassen, auch schämte ich mich, den neugierigen Frauen aus der Nachbarloge zu begegnen, deren Verhältnis zu Kickschue und mir, mir insinktiv klar war, für die sich jedoch kein wärmeres Gefühl in mir regte. Zernagt von Ungebild und Langeweile ließ ich die nächsten Nummern des Programms über mich ergehen. Ich sah weiße Mäuse, Hunde, Biopalette fahren, sechs lebendige Puppen, die einander glücken wie ein Ei dem anderen, durcheinanderwirbeln, mit den Hüften wackeln, mit den Zähnen lächeln und mit den Zehen Böcher in die Luft pfeifen. Und mit welcher Qual ertrug ich die Vorführung der zweiten Senation des Abends, einer Vitupanertruppe, die ein rührseliges Singpiel in stichiger Aufmachung zum besten gab. Mir waren von jeher übermäßig kleine Menschen unsympathisch und nun gar diese . . . Mißgeburten, mit den zu langen Gesichtern und zu kurzen Armen, die sie steif wie die Marionetten von sich streckten, wenn sie mit ihren kleinen schrillen Stimmen ihre Arien und Tiroden ableiteten. Der Heldentenor der Truppe, ein dickköpfiger Zwerg, war mir besonders fatal durch das Mißverhältnis seiner Gestalt zu seiner Rolle und das Uebermaß von Sentimentalität, mit der er sie gab. Das Publikum zerschmolz vor Nüchternung, wo es mich anwiderte, so wie es vorher bei Kickschue sich totgelacht hatte, wo ich ergriffen war. Ich ertrug das alberne Spiel nicht länger und verließ leise die Loge, um die Schlussnummer zu erwarten, in der sich Kickschue noch einmal mit den Zwergen in einer Pantomime zeigen sollte. Es verlangte mich, ihm gegenüber zu treten und ihm die Hand zu küssen. Unwillkürlich war ich durch die leeren Koridore in der Richtung gegangen, wo ich die Garderobe der Artisten vermutete, da öffnete sich plötzlich eine Tür und vor mir stand Onkel Sam. „Du“ rief er erstaunt aus, und als er mein erregtes Gesicht sah: „Sunge, was ist Dir?“ „Führe mich zu ihm“, gab ich ihm statt jeder Antwort zurück. „Du weißt also? Und wer hat dir verraten?“

„Meine Gefühle, meine Dankbarkeit, meine Liebe . . .“ rief ich. „Good boy“ sagte er gerührt und drückte mir die Hand. „Ich soll Dich nach der letzten Nummer zu ihnen führen, Garderobe Nr. 12. Ich werde sie vorbereiten, ihnen erzählen, daß Dein Herz vor mir gesprochen!“

„Welche Freude! Welche Freude! Sie fürchten so . . . Hallo boy, die Pause! Ich muß zu ihnen. Auf nachher!“ — Ich eilte in meine Loge zurück, errötend vorbei an der üppigen blonden Dame mit dem jungen Mädchen, die ihrerseits durch die Menge auf die Artistengarderobe zustrebten. Die letzte Nummer war eine amüsante Groteske, in der Kickschue den gutmütigen, tolpatschigen Riesen mimte, der von der listigen Pygmidin genarrt, sie schließlich doch besiegt, indem er sie wie die Rohlköpfe in einen großen Korb wirft und die ganze Truppe in der Kiepe auf den Rücken von der Bühne trägt.

Ich stürzte, den brausenden Beifall im Rücken, als erster aus dem Theater, flog durch die Flure auf die Tür Nr. 12 und fand in einem mit roten Sammetmöbeln ausgestatteten Raum von der Größe einer Schiffskabine den Onkel Sam. Die Tür nach dem Nebenraum war angelehnt und ich erwartete jeden Augenblick meinen Vater, gefolgt von Mutter und Schwester, eintreten zu sehen. Onkel Sam kam auf mich zu, ergriff meine Hände und sagte feierlich und etwas überlaut: „Allo mein Sohn, der Moment ist gekommen, den Du so ungestüm herbeigesehnt hast? So willst Du ihn denn mit liebenden Herzen anerkennen, der Dein Vater ist, und dessen Namen Du führst und zu Ehren bringen soll.“

„Na“, rief ich aus, „Springer, ich habe ihn im Kickschue sofort erkannt, und es hätte des Spiels mit dem Namen nicht bedurft, mein Herz sagte mir, daß . . .“

„Was“, schrie der Onkel erblassend.
„Daß dieser geniale . . . Clown mein Vater ist.“



„Nein“, sagte Onkel Sam, laut, aber völlig tonlos, „nichts Richtiges, sondern Rigore Pygmalios, der König der Zwerge ist Dein Vater! Fürstin Klipputin: Deine Mutter und Däumelchen Deine Schwester!“

„Nein“, schrie ich, „nein! nein!, das ist nicht möglich!“ — Meine Stimme gelte mir selbst im Ohr wie der schrille Pfiff einer Lokomotive. Onkel Sam ging auf die Tür zu und schloß sie. In der tiefen Stille, die nun folgte, vernahm ich das Geräusch davoneilender Schritte. — — —

Erlaßten Sie mir die Schilderung folgender Stunden und Tage. Ich war vernichtet, zermalmt von dem Schlage, den ich empfangen und . . . den ich verfeßt hatte. Denn das war das Furchbarste: die nie wieder gut zu machende Wirkung jenes instinktiven Schreies auf die unglücklichen Wesen, denen ich verdankte, daß ich war und was ich geworden! —

Ich habe Sie nie wieder gesehen und habe nie mehr einen Brief erhalten, obwohl ich mir in den nächsten Wochen unter Qualen verzweifelte Worte der Entschuldigung, Dankbarkeit und Verehrung abrang. Onkel Sam, der treue tief erschütterte Vermittler in diesem unglücklichen Familiendrama fand für mich kein Wort des Vorwurfs, aber für meine Eltern beredete Worte der Entschuldigung, daß sie fortan für mich auch brieflich unerreichbar bleiben wollten. Eben weil sie in voraussehender Weisheit die Möglichkeit sofort erkannte, daß ihr als normalgebildeter Mensch zur Welt gekommene Sohn einst unter den mißgebornen Eltern leiden könnte, hatten sie es vorgezogen, ihn als ungefährte gute Geister zu umschweben, und sich aus der Ferne seiner Liebe zu erfreuen. Hatte mein ungestümes Drängen sie in ihrem weisen Vorbehalt wantend gemacht, so war es nun meine Pflicht, ihren festen Willen zu ehren, und alle Versuche aufzugeben, mich ihnen noch einmal zu nähern.

Mit zerrissenem Herzen fügte ich mich. Ein knappes Jahr nach diesem tragischen Vorfall war ich wirklich elternlos. Bei dem bekannten Brande des Mailänder Varieteetheaters kam die Truppe ums Leben. Ich war der Erbe des Vermögens, das ihnen ihre grösste Gestalt eingebracht. Doch ich wurde auch in gewissem Maße der Erbe des . . . Fluches, möchte ich sagen, der auf ihnen ruhte. Denn dasselbe komische Spiel der Natur, das ihnen, den Zwergen, den Sohn in Normalgestalt geschenkt, konnte auch mir jene Mißgeschöpfe in die Wiege legen, zumal wenn ich . . . Verstehen Sie nun“, unterbrach er sich mit stockender Stimme, „wenn ich das Elfenkind Lucie Mg trotz meiner Leidenschaft, die ja auch ihnen nicht verborgen geblieben sein wird, fliehen mußte? Verstehen Sie, wenn ich . . .“ er schwieg verwirrt.

Ja, ich verstand, verstand alles, das was man seinen Spleen nannte und noch mehr! Viel verständige Worte kamen über meine Lippen von der Unberechenbarkeit der Natur, von Möglichkeiten, die kein Mensch voraussehen konnte und um die man sich keine Kopfschmerzen machen sollte, ja von der Möglichkeit der Verhinderung einer Nachkommenschaft; doch alles, was ich sagte, erschien mir nüchtern und kalt angesichts des tief sitzenden Kammers, der an dem armen Manne nagte.

Wir verließen uns spät mit stummen Händedruck und haben eigentlich niemals mehr miteinander gesprochen. Denn solch plötzliches Vertrauen, das in seltener Stunde wie eine Wunderblume zwischen zwei fast fremden Menschen aufblüht, weckt auch so rasch wie eine solche und hinterläßt meist eine unsichtbare und unübersteigbare Mauer gegenseitiger Scheu.

Da er bald unsere Stadt verließ und nach England übersiedelte, verlor ich Freddie Springer aus den Augen. Zwar hörte ich, daß er sich tatsächlich mit der Romagen verheiratet haben soll, aber ob und in welchem Format er mit ihr Kinder gezeugt hat, habe ich bis heute nicht erfahren.

* Episode.

Novelle von H. Stein.

Es wäre auch besser gewesen, ich hätte dich nicht geheiratet!“ Er hielt in seinem hastigen Hinmühergehen inne und blickte stehen.

„Sol!“ sagte er, „wäre es besser gewesen!“

Und dann drehte er sich um und verließ das Zimmer.

Sie hörte, wie er draußen seinen Stock nahm, die Wohnungstüre auf- und machte und die Treppe hinunterging. Dann war es stille.

Sie stand in der Mitte des Zimmers, allein — als Siegerin; aber dann fühlte sie, wie die kampfesfrohe Stimmung sie verließ und eine tiefe Entmutigung langsam in ihrem Innern emporsiegt.

Also das hatte sie gesagt: „Es wäre besser gewesen, ich hätte dich nicht geheiratet.“ Sie wußte ganz genau, warum sie es gesagt hatte: aus dem Wunsche heraus, ihn aufs äußerste zu beleidigen, in einem Sahe all ihrer Erbitterung, ihrem Jorne Ausdruck zu geben; aber jetzt war es ihr unmöglich, diese Empfindung zurückzurufen oder auch nur zu verstehen, wie sie noch vor wenigen Augenblicken von ihr beherrscht worden war.

Langsam schritt sie zum Sofa und setzte sich. Ihre Gedanken gingen wirr durcheinander, ohne daß es ihr gelang, einen festzuhalten. Allmählich gruppiereten sie sich jedoch um einen Hauptgedanken, der die andern verdrängte und schließlich allein ihr Bewußtsein erfüllte.

„Jetzt ist alles aus.“

Das war klar und unabänderlich.

Mit einem Sahe hatte sie alle weiteren Möglichkeiten abgeschnitten. Sie hatte ihm gesagt, es sei ein Unglück, daß sie beide zusammengekommen seien, es wäre besser für sie gewesen, ihr Leben ohne ihn zu leben.

Das war der schwerste Vorwurf, den man jemandem machen konnte: „Unsere Liebe ist mein Unglück.“ Darüber hinaus gab es nichts mehr.

Es erschien ihr unfassbar, daß sie das gesagt haben sollte. Aber es war so — und darauf war er fortgegangen. Natürlich, was sollte er denn sonst tun? Sie hatte ihm ja nur einen Weg gelassen, ihr zu beweisen, daß er sie liebe — den, der von ihr wegföhrt. Davan konnte kein Wort mehr, keine Tat etwas ändern.

Gewiß, sie konnte ihm sagen, wenn er wiedertam: „Vergiß, was ich gesprochen, es war nicht die Wahrheit.“ Er würde ihr vielleicht auch glauben — aber vergessen, nein, das war unmöglich. So etwas vergißt man nicht.

Sie begriff, wie in der Zukunft bei dem kleinsten Streit, der geringfügigen Meinungsverschiedenheit das unglückliche Wort wie ein schwarzes Ungeheuer aus der Tiefe steigen und zwischen sie treten würde.

Und sie war waffenlos dem ausgeliefert, denn die einzige Waffe, die der Mensch hat, um sich und die andern vor den hungrigen Bestien des Zweifels und Mißtrauens zu schützen, die Liebe, hatte sie aus der Hand gegeben.

So klar und deutlich wie ein Bild sah sie das alles vor sich: das Wort, die Tat, die nun nimmermehr aus ihrem Leben wegzubringen war.

Doch plötzlich ging ein Ruck durch ihren Körper. War es wirklich nicht wegzubringen? Ja, einen Augenblick lang hatte sie so geföhlt, da war es Wahrheit gewesen — aber das andere war auch Wirklichkeit, das andere, die Liebe — dauernde Wirklichkeit, und die größere Wahrheit mußte die kleinere ersticken, überwältigen, vernichten.

So wollte sie es ihm sagen. Keine feigen Ausflüchte, keine Entschuldigungen: einen Augenblick sah sie die Wahrheit, aber in Millionen von Augenblicken erkenne ich die andere Wahrheit, daß ich dich liebe, daß ich durch dich Glück empfinde, daß mein Leben arm und elend ist ohne dich.

Wenn sie so zu ihm sprach, dann mußte er ihr glauben. Freilich, einen Einwand konnte er machen. Er konnte antworten: „Gut, ich glaube dir. Wenn nun aber dieser eine Augenblick des Hasses oftmals wiederkehrt? Wenn er sich zu dauernder Gestaltung hebt aus den Tiefen, die ihn geboren? Vergiß nicht, diese Tiefen sind in dir.“

Sie dachte angestrengt nach. Gab es wirklich in ihrem Herzen einen Punkt, von dem Haß ausging und Widerstreben?

Sie wußte, es war etwas da, etwas Feindliches, was ich immer dann zwischen sie beide stellte, wenn sie dachte, daß die letzte Schranke gefallen sei, daß sie ganz ineinander aufgehen könnten.

Was war das nur? Sollte es dagegen gar keine Hilfe geben? Bauerte da etwas Fremdes in ihrem Innern, unabhängig von ihrem Willen, das nach Belieben hervorbrechen konnte.

Wenn das aber so war, so litt nicht nur sie allein darunter, sondern auch er und die andern Menschen, und wenn sie sahen, daß jenes Willkürliche, Böse in ihnen emporsiegt, dann mußten sie Mitleid fühlen und einander helfen.

Wie eine Offenbarung kam es über sie.

Nun wußte sie ganz genau, was sie ihm sagen wollte.

Daß sie ihn liebe und daß, wenn trotz ihrer Liebe etwas ihm Feindliches aus ihr empordringe, so sei dies gegen ihren Willen, und er müsse ihr beistehen, es niederzutämpfen. Und auch sie wolle ihm helfen. Das würde dann eine wahre Ehe sein.

Jetzt erschien ihr der Streit und die häßlichen Worte, die sie gesprochen, wie eine glückliche Schicksalsfügung, die die Erkenntnis ans Licht gebracht hatte. Reich und stark fühlte sie sich, unüberwindlich in der Kraft ihrer Liebe. Sie stellte sich vor, wie er zurückkehren würde, finster, betrübt, ins Herz getroffen von dem Abscheulichen, was zwischen ihnen vorgefallen war. Gewiß, er hatte auch schuld daran, er hatte sie gereizt und so weit getrieben, oder eigentlich nicht er, sondern das Fremde, Feindliche in ihm — aber sie wollte nicht kleinlich sein, nur von sich selbst sprechen, um ihn zu überzeugen, damit auch ihm die Erkenntnis käme. Demütigen würde sie sich vor ihm, ihn um Verzeihung bitten, um seine Hilfe annehmen, damit er selbst sich stark fühle, die Wahrheit zu verstehen.

Sie hatte sich in einen Zustand hineingesteigert, wo ihr das Schwerste wie ein Spiel erschien und zugleich wie eine unendlich wertvolle Pflicht.

Da hörte sie die Wohnungstüre aufschließen und die wohlbestan-
ten Schritte ihres Mannes, und nun fuhr sie doch empor und war-
tete in atemloser Spannung.

Draußen blieb alles stille, dann wurde leise die Zimmertüre ge-
öffnet und er steckte vorsichtig den Kopf herein.

Als er seine Frau sah, lächelte er und trat rasch auf sie zu.

„Noch immer schlecht aufgelegt?“ sagte er. „Nun, sei nur wieder
gut. Bei dem Streiten kommt doch nichts heraus. Ich habe dir auch
etwas mitgebracht.“

Er zog ein Ei aus der Tasche, öffnete es und reichte es ihr hin.
„Das hat dir doch neulich so gefallen,“ fuhr er fort. „Nicht
wahr, jetzt ist aber alles wieder in Ordnung?“

Sie hielt den Schmutz in der Hand und starrte darauf hin, ohne
etwas zu sehen. In diesem Augenblick fühlte sie, daß Streit und
häßliche Worte noch lange nicht das Schlimmste sind, was sich
zwischen zwei Menschen drängen kann.

Er wartete auf einen Ausdruck ihrer Freude und blickte sie ärger-
lich an, als sie schwieg.

„Was gibts denn nun schon wieder?“ fragte er gereizt.

„Nichts,“ entgegnete sie ruhig. „Ich danke dir.“

Razzia auf Einwanderer.

Die Bowery von New York, das Verbrecherviertel, liegt an der
südlichsten Spitze der Halbinsel Manhattan. Es ist nur wenige
Blöcke von der Stelle entfernt, wo das Geld der Erde rothert und die
phantastischsten Börsengewinne oder -verluste eingestekt werden.
Von den Wolkenträgern der Wallstreet kann man auf die Holzstüben
und elenden Steinhöhlen der East Side schauen. Hier verkrümelt sich,
was sich an der Oberfläche des amerikanischen Lebens nicht mehr
sehen lassen will: Gangsters, Alkoholschmuggler (soweit sie nicht An-
führer sind, die in eleganten Palästen zu Hause sind) und Arbeits-
und Heimathlose, die nur noch wenige Cents zu verzehren haben.
Zwischen Nachmittag und Abend kommen sie in Scharen von der
oberen Stadt herunter. Manche sehen noch nicht mal sehr herunter-
gekommen aus. Jeder hofft, doch wieder Arbeit zu bekommen, und
die notwendigste Voraussetzung dafür ist anständige Arbeitskleidung.
Aber keiner von allen hat auch nur einen Dollar in der Tasche. Und
das ist ihr Verhängnis. Sie sind „hoken“ (gedrohen), wie der
Amerikaner sagt. Nicht mal eine Arbeitsstelle können sie sich kaufen,
die es in den Vermittlungsbüros der Sechsten Avenue gibt: Posten
als Geschirrwäscher, Botenjungen oder Hausdiener. Der Agent ver-
langt für die Adresse, die er dem armen Arbeitslosen gibt, zehn
Prozent des ersten Monatslohnes. Das sind in der Regel etwa 8
Dollar. Eine unheimlich hohe Summe für Einen in Amerika, der
kaum einen Cent in der Tasche hat.

So bleibt den Vermissten nichts weiter übrig, als den letzten Weg
zu gehen: zur privaten Wohlfahrt oder zur offenen Bettelerei. In
der Regel wird beides betrieben. Man holt sich Mittags seine Suppe
in der „kine“ der Heilsarmee oder einer anderen Fürsorge und ver-
sucht sich dann die 20 oder 30 Cent für das Nachtlager zu erbetteln.
Gegen Abend strömen dann die Scharen der nicht gerade nach ameri-
kanischer Prosperität aussehenden Männer in die dunklen Hotels und
Boarding Rooms, in denen sie für einen Viertelbollar in einem
großen Raum eine Schlafstelle erhalten. Daß sich unter diesen
Leuten auch mancher sichsichere Geselle verbirgt, der gehörig mit
dem Gesetz in Konflikt gekommen war, ist selbstverständlich. Hier,
in der großen Masse der Namenlosen, kann er leicht verschwinden,
zumal es ja in Amerika überhaupt keine Meldepflicht gibt.
Außerdem kann man oft noch den Vermissten in diesen Lokalen, den
Eingewanderten, Geld abnehmen, indem man sie zu Spielen ver-
leitet, die hier ebenso gepflegt werden wie in den eleganten Clubs
am Broadway. Es ist also auch kein Wunder, daß die Polizei oft
größere Streifzüge durch diese Viertel unternimmt und dabei nicht
selten einen guten Fang macht. In den Kellern der Spielunten lagert
oft wertvolles Diebesgut, und auch manche unterirdische Alkohol-
stelle wurde hier entdeckt.

Neuerdings aber machen die „Cops“ (Polizisten) Jagd auf ein
anderes Wild. Die wachsende Zahl der Erwerbslosen in Amerika
hat selbst die Regierung nervös gemacht, und man verfuhr nun,
durch alle möglichen Mittel ihre Zahl herunterzuschrauben. Selbst-
verständlich greift man nicht das Uebel an der Wurzel an, sondern
probirt es mit allen möglichen Pfästerchen. Die bequemste Maß-
regel ist, alle Leute wieder aus dem Lande herauszuschmeißen, die
unrechtmäßig hereingekommen sind. Da kein Mensch in Amerika
nach Papieren fragt, sind diese rechtmäßig. Eingewanderten aber
nur sehr schwer zu ermitteln. Als eine bequeme Methode haben die
Emigrationsbehörden nun ausgedehnte Razzien durch die Bowery
veranstaltet. Besonders sämtliche Seemannshäuser wurden durch-
sucht, und es wurde auch immer reiche Beute gefunden. Die armen
Menschen, die selbst schon vor vielen Jahren über die Grenze ge-
schmuggelt sind oder von irgendeinem Schiff ausgerissen waren, wer-
den nun unweigerlich in ihre Heimat deportiert, wo sie die Polizei

und ein noch armeres Dasein erwartet. In neuester Zeit hat
der Einwanderungssekretär der Vereinigten Staaten sogar eine noch
raffiniertere Art bekanntgegeben, um überflüssige Menschen loszu-
werden. Diesmal aber nicht ungesetzmäßig im Lande Weisende,
sondern regelrecht Eingewanderte. Wie Goethes Zauberküchling
verfücht also auch Amerika, die Geister, die es rief, nun wieder los-
zuerden. Am 18. Februar dieses Jahres kam eine Erklärung her-
aus, daß Ausländer, die weniger als drei Jahre im Lande weilten,
und die in Not geraten sind, auf Kosten der Vereinigten Staaten in
ihre Heimat zurückkehren können. Sicher werden viele diese Be-
stimmung begrüßen und sich zu ihren Freunden und Verwandten
zurückziehen lassen. Damit wird ihnen aber der Weg nach Amerika
für immer versperrt, denn wer einmal auf der Liste der von
öffentlichen Mitteln Unterstützten steht, der wird nicht wieder herein-
gelassen.

Den deutschen Arbeitern sollten diese Maßnahmen ein Zeichen
für die Zustände im „gelobten Lande“ sein. Vor kurzem schrieb mir
ein Freund aus New York, mit dem ich längere Zeit dort zusammen
gelebt hatte: „Die wirtschaftlichen Verhältnisse scheinen immer
schlechter zu werden. Demonstrationen und Hungerumzüge sind an
der Tagesordnung. Die Polizei hat alle Hände voll zu tun. Im
Mittelwesten wurden Lebensmitteläden geplündert, und der Straßen-
bettel nimmt ungeheure Formen an. In New York gibt es ca. 50
freie Essensküchen. Bei der Verteilung der vom Senat zur Einde-
ckung der Not bewilligten 20 Millionen Dollar werden von den
Kontaktes in erster Linie verheiratete Bürger mit Kindern be-
rückichtigt.“

Amerika, das Land mit den höchsten Arbeitslosenziffern der
Welt, ist unter den großen Industriestaaten das einzige, das so
wenig für die aus dem Arbeitsleben Ausgeschalteten tut. Präsident
Hoover hat jede offizielle Unterstützung der Arbeits-
losen abgelehnt. Damit zeigt sich das wahre Gesicht dieses
reichsten aller kapitalistischen Staaten. Razzien auf die Wehrlosen
und Armen an die Hungernden in einem Lande, von dem ein Pro-
fessor der Harvard-Universität sagt: „Die Prosperität ist zu uns ge-
kommen, weil unsere Ideale nicht materialistisch sind, weil wir
Gleichheit in der Freiheit erstreben, und Wohlstand wird zu jedem
Volke kommen, das dieses Ideal mit ganzem Herzen vertritt.“

Da kann man nur sagen: Wer lacht da? Karl Moeller.

Humor

In Moskau

erzählt man, stieg ein Mann in die Elektrische, spitternackt. „Was
fällt Ihnen ein?“ rief der Schaffner. — „Ein Wahnsinniger!“ gester-
ne die Passagiere. Der Mann antwortet aber verwundert darauf:
„Was habt Ihr nur? Ich bin doch aus Winst.“

„Nun? Und wenn schon?“ — der Schaffner. „In solchem Auf-
zug darf man sich hier nicht zeigen.“

„Wieso nicht?“ rief der Mann. „Wo ich aus Winst bin? Bei
uns in Winst ist der Fünfjahrplan schon durchgeführt.“ („W!“)

Das Jubiläumsgeschenk.

Der Schotte Macie hatte einen alten Hut. Und einen Diener. An
dem Tage, da der Diener fünfzig Jahre bei ihm tätig war, über-
reichte ihm Macie ein Jubiläumsgeschenk: Den alten Hut. Der
Diener ließ den Hut auffrischen und setzte den modernisierten
Hut auf.

„Was hast du denn da für einen Hut?“ fragte ihn Macie.

„Das ist mein Jubiläumsgeschenk.“

„Wie! Das war doch ein alter Kots, den kein Mensch mehr
tragen konnte!“

„Oh nein, Herr, ich habe ihn auffrischen lassen, und er sieht wie-
der ganz gut aus.“

„Was hat das Auffrischen gekostet?“

„Einen Schilling, Herr.“

„Hier hast du einen Schilling. Gib mir sofort meinen Hut
wieder!“

Liebermann.

Mag Liebermann mußte sich die Ausstellung eines ebenso jungen
wie unbegabten Malers angucken.

Der Maler hielt es für richtig, zu sagen: „Ich habe Malerölut
in meinen Adern.“

„Na,“ sagte Liebermann, „da würde ich Ihnen aber sehr raten,
mal einen wirklichen Trant jezen Blutarmut einzunehmen.“

Der Zusammenhang.

„Hast du gehört? Jimson ist im Krankenhaus.“

„Im Krankenhaus? Aber ich sah ihn vorgestern noch mit einer
entzückenden Blondine tanzen.“

„Mrs. Jimson hat es auch gesehen.“

„Ah, ja.“

(„Boston Transcript.“)

